Rector Müslins Reise

von

J. V. Widmann.

Rector Müslins

Italiänische Reise.

Von

J. V. Widmann.

Zürich,
Verlag von Caesar Schmidt.
1881.

Vorwort.

Nachstehende Reisebeschreibung will nicht mehr sein als eine frohmüthige belletristische Ergänzung zum gewöhnlichen Reisehandbuche, etwa zu „Italien in 50 Tagen“ von Gsell Fels. Sie begnügt sich, die ersten und starken Eindrücke wiederzugeben, die man bei rascher Fahrt durch das alte und immer wieder neue Wunderland empfängt. Immerhin darf der Verfasser beifügen, daß er selbst nicht nur auf dieser einen Reise, die er auf den folgenden Blättern schildert, Italien kennen gelernt hat, sondern sowohl durch frühere öftere Ausflüge dorthin, wie auch durch Studium der Sprache und der Kunst Italiens einigen Anspruch erworben hat, eine Schilderung italiänischen Städtelebens zu veröffentlichen.

Die in Vordergrund tretende Gestalt des Rektor Müslin ist vielen schweizerischen Lesern bekannt aus Erzählungen, welche der Herausgeber dieses Buches in dem feuilletonistischen Theile größerer Blätter des Inlandes erscheinen ließ; diese Gestalt hat sich einigen Beifalls zu erfreuen gehabt, so daß zu hoffen ist, man werde den alten Bekannten auch auf einem ganz neuen Terrain mit Vergnügen auftreten sehen. Aber auch Leser, denen hier zum ersten Male Rektor Müslin sich vorstellt, werden sich gegenüber den Erstgenannten nicht im Nachtheile befinden, da die italiänische Reise Rektor Müslin's für sich allein ein abgeschlossenes selbstständiges Ganze bildet.

Bern. Im Frühjahr 1881.

Der Verfasser.

I.

Daß Rektor Müslin im Spätsommer nach Italien reisen werde, wußte schon im April die ganze Stadt. Denn in der Freude seines Herzens, einen längst gehegten Lieblingswunsch seiner Erfüllung zureifen zu sehen, konnte der etwas redselige Rektor nicht umhin, Freunde, Bekannte und selbst Fernerstehende in Mitwissenschaft seines Reiseplans zu ziehen. Er bildete so, wie er gutmüthig lachend zugab, das entschiedenste Gegenspiel zu dem größten Italienreisenden, Goethe, der bekanntlich im tiefsten Inkognito und mit glücklich durchgeführtem Geheimniß von Karlsbad, wie er selbst sagt, sich „wegstahl" und seine Reise bis Rom eine „gleichsam unterirdische" nennen konnte. „Meine Reise", sagte der Rektor, „wird eine gleichsam überirdische sein; wenigstens ist mir's um's Herz wie ehemals in meinen Kinderjahren, wenn ich träumte, zwei, drei Fuß hoch über'm Boden zu schweben und an den alten, hohen Eichholzschränken sanft vorüberzugleiten wie der Engel, welcher der holdseligen Maria die frohe Botschaft bringt."

Häufig des Morgens, wenn der Rektor sich in sein Gymnasium begab, trat er für einen Augenblick in das Magazin eines jüdischen Nachbars und fragte den gefälligen Manne nach dem Kurse des Goldes in Italien, um fünf Minuten später die Angabe schon wieder vergessen zu haben; denn in Wahrheit lag ihm weniger am Kurse als an dem angenehmen Vorwande, sich schon hier auf dem Pflaster der heimatlichen Stadt als italiänischer Reisender in spe zu fühlen. Im Mai schon kaufte er in diversen Apotheken nicht unbeträchtliche Vorräthe persischen Insektenpulvers zusammen und man darf behaupten, daß ihm damals das in Italien auf ihn hinterlistig wartende Ungeziefer beinahe lieb war, weil es ihm bereits Monate voraus Gelegenheit gab, etwas einzukaufen, was erst im Lande der Pomeranzen zur Verwerthung kommen sollte. Im Juni verschaffte er sich bei seinem Hausarzte diverse Rezepte gegen Cholera und Malariafieber; im Juli, als einige Zeitungen von Mordthaten berichteten, die in der Nähe von Rom vorgefallen, sah man den Rektor häufig in kontemplativer Stellung vor einem Waffenladen stehen; schließlich kaufte er jedoch keinen der dort ausgestellten Revolver, sondern brachte einen alten Degenstock, den er seit langer Zeit besaß, zu einem Regenschirmflicker und ließ sich einen Dolch-Regenschirm machen, der bei gutem Wetter zugleich gegen die Sonnenstrahlen des Südens schützen sollte und

allen Freunden des Hauses als eine treffliche Erfindung umständlich vorgewiesen wurde. Daß außer diesen mehr materiellen Vorbereitungen die geistigen nicht versäumt wurden, ist selbstverständlich. Besuchte man den Rektor, so fand man ihn vertieft in die Bücher von Gsell-Fels; Gregorovius, Viktor Hehn, Woldemar Kaden, der Däne Bergsoë, Mendelssohn, Adolph Stahr und viele andere moderne Schriftsteller über Italien lagen auf seinem Tische. Er war aber nicht auf Alle gut zu sprechen. Er behauptete, es sei überhaupt eine deutsche Literatenkrankheit, alsobald ein Buch zu schreiben, wenn man ein paar Monate in Italien zugebracht habe, und verglich solche Schriftsteller der Waldschnecke, die überall, wo sie kriecht, einen gleißenden, schillernden Streifen auf den Blättern des herbstlichen Waldweges zurückläßt. Besonders tadelte er auch an einigen dieser Reiseschriftsteller germanischen Geblütes das „sich in Begeisterung Hineinschnaufen", wie er einen gewissen obligaten enthusiastischen Stil nannte, der allem ruhigen Beobachtungssinne zum Hohn oft an Stellen, wo man klare Anschaulichkeit, historische oder ästhetische Würdigung gewisser Alterthümer und Kunstwerke erwarten durfte, sich in lyrischen Dithyramben erging. Einen dieser Literaten, der jeden guten Wein, den er in Italien getrunken, und jedes hübsche Mädchen, das er gern geküßt hätte, hinterher anzusingen für nöthig hielt, so daß die poetische

Prosa seines Reisebuches auch mit prosaischer Poesie durchspickt war, nannte Müslin, der solchen theilweise mit Alkohol geheizten Enthusiasmus von wahrhaft seligen Stimmungen feinerer Seelen wohl zu unterscheiden wußte, geradezu einen „Begeisterungshund" und warf das hübsch eingebundene Buch so zornig in eine Ecke, daß der Einband verdarb.

Als Hausfreund des Rektors lebte ich alle diese Dinge mit, hatte aber noch keine Ahnung, daß die Reise Müslin's für mich persönlich ein ziemlich wichtiges Ereigniß werden sollte, als an einem Augustabend plötzlich die Gattin des Rektors bei mir vorsprach und mich bat, ihr einen großen Gefallen zu thun. „Mein Mann", sagte sie, „macht mir in diesen letzten Tagen vor seiner Abreise recht Sorge. Das Lesen jener Reiseschriftsteller, welche in herkömmlicher Weise auf gewohnter Route Italien besucht, hat ihm, wie mir scheint, diese häufig besuchten und beschriebenen Städte und Gegenden verleidet. Er spricht davon, unbetretene Wege einzuschlagen; einmal gelüstet es ihn, das wilde Sardinien, wo bekanntlich die Fieber böser hausen als irgendwo, zu bereisen; dann wieder lockt ihn, wie er sagt, die alte Kultur Großgriechenlands in den fernsten Süden der Halbinsel; Tarent will er sehen und das alte Brundusium, von wo im Alterthum die römischen Flotten auszogen nach dem fernen Asien und

Afrika. Neulich murmelte er sogar etwas von einem Abstecher nach Ithaka. Er ist wie ein Kind, wenn er an der Landkarte sitzt. Die Entfernungen, so z. B. ein adriatisches Meer, kommen ihm vor wie einer unserer Landsee'n. Ich bin daher in Angst, mein guter Mann, dem das Schicksal doch wohl nur diese eine Reise nach Italien gestattet, werde Zeit und Geld am Ende wegwerfen an irgend eine seiner phantastischen Schrullen, sich vergraben in eine vielleicht immerhin interessante Sackgasse des wunderbaren Landes und dann schließlich ewig bereuen, Venedig, Florenz, Rom und Neapel kaum oder gar nicht gesehen zu haben."

„Aber was kann ich da thun?" warf ich dagegen ein.

„Was Sie thun können?" fragte die Rektorsgattin dagegen. „Ah! Sehr viel! Aber ich fühle, daß es ein großes Opfer von Ihrer Seite ist. Sie wollten ja auch einmal wieder nach Italien reisen. Wenn Sie den Gedanken jetzt ausführten, wenn Sie mit meinem Manne reisten, ihn etwas überwachten, wo seine Einfälle ihn verleiten wollen, einen unpraktischen Ausflug zu unternehmen. Ich wäre ganz ruhig und glücklich während seiner langen Abwesenheit."

Der Antrag kam mir natürlich etwas rasch. Eine Reise nach Italien kostet Geld und Zeit;

man macht sie nicht so handkehrum. Auch war ich nicht sicher, ob der Rektor meine Begleitung gut aufnehmen würde. Dieses letztere Bedenken äußerte ich seiner Gemahlin gegenüber. Sie antwortete darauf lächelnd:

„Allerdings dürfte mein Mann, so lange er noch hier ist, keine Ahnung haben, daß Sie ihn begleiten wollen. Er will allein sein, seine eigenen Wege gehen, unabhängig, mit Niemand etwas verabreden, ganz frei sich fühlen. So nimmt er auch kein Rundreisebillet, damit er durch keinen Zwang in seinen Bewegungen gehemmt sei. Aber ich kenne ihn gut genug, um zu wissen, daß er sich herzlich freuen wird, wenn er mit Ihnen unterwegs zusammentrifft. Er liebt es doch, sich gegen Jemand auszusprechen, und da Sie die gute Art haben, nicht jede Erwiederung auch zu einer Widerrede zu machen, sondern häufig Anderer Meinung in gefälliger Weise adoptiren, so wird er gerade Sie als Reisebegleiter herzlich gern um sich sehen."

„Ja!" fiel ich ein, da sich bereits die Reiselust in mir regte. „Und wie die Siamesischen Zwillinge brauchen wir uns ja nicht zu verhalten in Italien. Wir können zuweilen sogar in verschiedenen Gasthäusern wohnen, damit wir einander nicht zu alltäglich werden. Wenn ich den Herrn Rektor nur im Allgemeinen auf der rechten Reiseroute festhalte, die ich allerdings gut kenne, da ich nun schon zum dritten Male die Reise thue."

„Sie gehen also auf meinen Wunsch ein", sagte die Rektorin freudig überrascht, indem sie sich in Danksagungen erschöpfte, welche bewiesen, wie sehr sie ihren Mann liebte und ihm eine schöne Verwirklichung seiner Jugendträume gönnte. Ich war ehrlich genug, mein Verdienst zu verkleinern, indem ich darauf hinwies, daß man alle Zeit sich leicht bereit finden lasse, eine Reise in das Wunderland Mignons zu thun und daß es mir bereits unangenehm wäre, den plötzlich gefaßten Gedanken wieder fahren zu lassen. Und so war die Sache abgethan. Die gemeinschaftliche Reise war — ohne Mitwissen des Rektors — beschlossen und wurde ausgeführt.

Daß ich es wage, von dieser Reise auf nachstehenden Blättern gebildete Leser und Leserinnen zu unterhalten, bedarf allerdings einer Entschuldigung, da es, wie oben angedeutet, so zahlreiche italiänische Reisebeschreibungen giebt. Ich finde aber diese Entschuldigung in dem Umstande, daß ich mit Rektor Müslin die Reise machte, mit einem Menschen, von dem man in der That wie König Philipp von Marquis Posa sagen kann:

„Anders als sonst in Menschenköpfen
Malt sich in diesem Kopf die Welt."

Vor Allem war mir wohlthuend, im Rektor einen Mitreisenden zu finden fast ohne allen Autoritätsglauben in künstlerischen Dingen. Müslin

ist kein Barbar in Skulptur und Malerei, — für Architektur hat er wirklich wenig Sinn; aber er ist im Stande, ein Bild häßlich zu finden, auch wenn es von Michel Angelo herrührt, oder einer Statue gleichgültig den Rücken zuzuwenden, obschon sie unbezweifelt ächt antik ist. Gegenüber der Kunstheuchelei so vieler in Italien reisenden Herren und Damen ist solche Ehrlichkeit eine wahre Erholung. Doch werden wir sehen, daß diese Ehrlichkeit nicht etwa in seelischer Kälte oder prosaischem Naturell ihren Ursprung hatte; vielmehr konnte der Rektor oft recht warm werden, ja, vor Entzücken ganz aus dem Häuschen kommen und das zuweilen bei Gegenständen, die nicht die allerberühmtesten Nummern der Kataloge sind. Uebrigens wandte Müslin dem Volksleben sein vollstes Interesse zu, mehr als den Kunstschätzen, wie sehr ihn die letzteren auch labten. Er kam mir in dieser Beziehung oft beinahe kindisch vor; dann aber gab er mir wieder Proben so richtigen Verständnisses, sprach über manche soziale Erscheinungen mit so tiefem Gefühl, so heiligem Manneszorn, so ächter Rührung, daß ich Manches der Aufzeichnung werth hielt. Und so sind diese Reiseskizzen entstanden.

II.

Ich hatte mir vorgenommen, den Rektor, welcher die Route über den Splügen einschlug, in Chur zu überfallen; und so geschah es auch. Mit einem Tag Vorsprung war ich im heimeligen „rothen Löwen" abgestiegen nach prächtiger Fahrt am hellleuchtenden Bodensee vorüber durchs schöne Rheinthal. Den Aufenthalt in Rorschach, wo die Züge nicht direkten Anschluß haben, worüber jeder Geschäftsreisende sich ärgert, bereute ich gar nicht, denn die in seltsamen Thierformen ausgeschweiften alterthümlichen Erker der Hafenstadt und die moderne, reichgeschmückte katholische Hauptkirche waren wie ein Präludium der großen Kunstsymphonie, die jenseits der Alpen alle Tage als stille Musik zum blauen Himmel aufsteigt.

Am nächsten Abend langte der Rektor im „rothen Löwen" an; ich wußte, daß er hier absteigen würde; denn ich kannte seine Vorliebe für die gemüthlichen kleineren Gasthöfe, eine Vorliebe, die man nicht hauptsächlich auf die billigere Zeche zurückführen dürfte, ohne ihm schwer Unrecht zu thun. Wie glänzte sein Gesicht, als er, die

Treppe heraufsteigend, von der Kellnerin sofort erkannt wurde, die ihn doch mehrere Jahre nie mehr und wie viele andere Gesichter seither gesehen hatte! Daß man in solchen bescheidenen Gasthöfen zu den Wirthsleuten in ein gewissermaßen persönliches Verhältniß tritt, wo neben der Baarzahlung doch auch noch Gastfreundschaft kein leeres Wort ist, das eben bewog den Rektor, die von geschniegelten Kellnern unsicher gemachten Hotels auf der ganzen Reise zu meiden und unsere Geldbörsen befanden sich gut dabei.

Natürlich war ich nicht wenig gespannt, wie Rektor Müslin die Begegnung mit mir und die Eröffnung, daß auch ich nach Italien reise, aufnehmen würde. Ich ließ ihn zuerst ruhig seinen Gemspfeffer verzehren und hörte aus einer dunkeln Ecke der Gaststube dem Gespräche zu, welches er über Gemsjagd mit einem Graubündner Landeskinde führte. Als er dann seinen halben Liter Veltliner geleert hatte und eine zweite Auflage des trefflichen Weines bestellte, hielt ich den Augenblick für geeignet, mich zu zeigen und trat plötzlich in den Kreis des Lichtes. „Was! Sie da!“ erklang es von seinen Lippen mit dem Ausdrucke des Staunens. „Wohin wollen Sie denn?“ — „Nun! Ein bischen über den Berg“, antwortete ich ziemlich unbestimmt. „Da reisen wir also eine Strecke zusammen“, erwiederte der Rektor, den Ton auf das Wort „Strecke“ legend, als ob er sagen

wollte, so als ein Intermezzo für eine kleine Zeit könne er sich meine Begleitung schon gefallen lassen.

Ich faßte mir nun ein Herz und sagte geradezu, daß auch ich gedächte, eine ganz ordentliche Reise nach Italien zu thun.

„O!“ antwortete der Rektor schnell, während eine leichte Wolke des Unmuthes in seinem Gesichte aufstieg: „Da werden wir ja einander wohl gelegentlich da und dort in einer Gallerie oder bei andern Sehenswürdigkeiten unvermuthet begegnen. Auf Wiedersehen also!“ Sprach's, erhob sich, schüttelte mir die Hand und ging auf sein Zimmer, ohne seinen zweiten Schoppen auch nur berührt zu haben.

Ich blieb ziemlich verdutzt noch eine Weile sitzen und bedachte, daß auf solche Weise mein Auftrag sich unangenehm anlasse und schwer zu vollziehen sein werde. Verdrießlich ging auch ich bald zu Bette.

Um so größer war mein Staunen, als am nächsten Morgen etwas vor sieben Uhr Müslin an meinem Bette stand und mich, ehe ich mich nur recht besonnen, wo ich sei, mit der hastigen Frage anfuhr: „Hören Sie's?“ — „Was denn?“ antwortete ich schlaftrunken, aber vergnügt, daß der Rektor mich doch nicht gänzlich als Reisegefährten ignorirte. Er eilte zum Fenster, riß es auf und sagte: „Nun hören Sie's doch.“ Ich lauschte und hörte aus einem benachbarten Hause

jenes unverkennbare, im Anschlag zaghafte und zugleich beharrliche Klavierspiel, welches Anfängern eigenthümlich ist. Eine Etude von Bertini wurde fleißig geübt. „Nun?“ fragte der Rektor gedehnt. „Was sagen Ihnen diese Töne?“ — „Nichts Besonderes“, antwortete ich. „Es spielt oder vielmehr übt da drüben ein Knabe oder ein Mädchen seine Lektion.“ — „Ganz recht“, sagte der Rektor; „und was denken Sie dabei?“ — Ich war ehrlich genug, zu gestehen, daß ich mir dabei Nichts dachte. — „So will ich Ihnen sagen“, nahm der Rektor das Wort, „was ich dabei denke. Es ist jetzt sieben Uhr, und schon studirt das kleine Ding da drüben; es wird nun üben müssen bis knapp gegen dreiviertel auf acht Uhr; dann schüttet es hastig seinen Kaffee hinunter und läuft in die Schule, wo es mindestens drei Stunden sitzt; um eilf Uhr kommt es eilig heim, denn da hat es seine Klavierstunde. Ich denke, es ist ein zehnjähriges Mädchen, blonden Schlages, von zarter Haut, bleich am Morgen, hat nicht viel Appetit; nur vom grünen Salat kann's Mittags nicht genug bekommen, das arme überjagte Ding!“

Ich wandte ein, so sei es überall, das sei eben moderne Erziehung.

„Das ist der Trost des Teufels“, erwiederte Müslin, „ja, ganz eigentlich des Teufels; das sind die Worte, die Mephistopheles zu Faust spricht, ihn über Gretchens Loos zu trösten: „Sie ist die

Erste nicht!“ Aber Sie wissen, wie Faust in um so helleren Zorn ausbricht. Mißstände werden doch durch die Allgemeinheit des Brauches nicht sanktionirt.“

Wie er dies gesagt, postirte sich der Rektor in der Nische meines Fensters, um den Moment abzupassen, wo das Mädchen aus dem Hause treten würde. Ich kleidete mich indessen an und war längst fertig geworden und bereit, das Frühstück einzunehmen; aber der Rektor wollte seinen Lauerposten nicht verlassen. Gegen acht Uhr öffnete sich das Thor und ein munter aussehender, rothbäckiger Schulknabe trat heraus; in beiden Hosentaschen steckten offenbar Aepfel größter Dimension; in der Hand hielt er ein mächtiges Stück Brot.

„Ist das Ihr bleichsüchtiges Mädchen?“ fragte ich den Rektor etwas spöttisch. Er aber kam nicht aus der Fassung. „Mein Gefühl“, sagte er, „war doch das richtige. Das blonde blasse Mädchen existirt in diesem Augenblicke in tausend deutschen und schweizerischen Städten auf dem Schulwege, und eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.“ Dabei bliebs.

Drei Stunden später saßen wir in der Post nach dem Splügen, Müslin im Innern des Postwagens als einziger Passagier, ich oben im Cabriolet neben dem Kondukteur. Es gehörte zu Müslin's Schrullen, mit Vorliebe im Intérieur des Post-

wagens zu fahren. Erstlich, meinte er, sitze man daselbst viel bequemer als irgendwo, sodann genieße man nur im Bauche des Postwagens die eigenthümlichen, charakteristischen Reize einer Postfahrt, zu denen hauptsächlich das plötzliche Auftauchen und Verschwinden aller möglichen beide Seiten der Straße einfassenden Bäume, Häuser, Meilenzeiger, Brunnen, Kirchen u. s. w. gehöre; wenn man oben vom Postwagen aus Alles fortwährend auf einmal überschaue, entbehre man dieses überraschenden Einzelgenusses; auch scheine Einem der Weg länger, weil man ihn weithin im Voraus überblicke.

So sahen wir uns bis Splügen nur auf den Stationen flüchtig und eine Zeit lang hinter Thusis, wo wir zu Fuß dem Postwagen voran gingen durch die schatten-kühle Kluft der Via mala.

„So muß man nach Italien reisen", sagte an einer Stelle des Weges, wo wir auf den Postwagen warteten, der Rektor. „Nicht die rasche Eisenbahn durch den Mont Cenis muß man nehmen. Italien ist ja doch für ein deutsches Gemüth gleichsam die Jugendgeliebte, die Braut. Also ist die Reise dorthin der Brautstand, den man nicht abkürzen muß. Er ist so schön, vielleicht schöner als Alles, was nachher kommt. Ich fühle mich auch erinnert an die letzten Gesänge im Purgatorio von Dante, an jene Stellen, wo man zwar noch nicht zur Paradiesesfreude einge-

gangen ist, aber wo schon ein rosiger Schimmer der nahen Himmelsherrlichkeit in die dämmerigen, schattigen Gründe des Purgatoriums fällt; diese Gesänge sind mir die liebsten, sie sind poetischer als alle andern. So ist's mit der Reise nach Italien. Welch schöner Gedanke des Schöpfers, zwischen die nordischen Länder und den Zaubergarten Italien die Alpenwelt aufzuthürmen, die ein langsames, allmäliges Eingehen zu den Wundern des südlichen Landes zur reizenden Nothwendigkeit macht. Es liegen mir fortwährend die Worte Ovid's im Ohre: „Non est properanda voluptas“; das Vergnügen soll nicht zu sehr beschleunigt werden. Der Moment, wo wir auf der Paßhöhe stehen werden, an der Stelle, wo die Wässerlein hier noch zum Rhein und zur Nordsee, dort dicht daneben zum mittelländischen Meere hinabgleiten, wo hinter uns die grauen Wolken des nicht mehr fernen nordischen Winters stehen, vor uns der hellere Himmel des Südens sich aufthut, dieser Moment wird doch, — ich weiß es im Voraus, — der schönste der Reise sein. Wie glücklich sind wir in der Schweiz, diesen natürlichen Alpenthoren Italiens zunächst zu wohnen, die Hüter derselben zu sein“. So machte Müslin seinen Gefühlen Luft und ich konnte ihm nur beistimmen.

Etwa um 4 Uhr Nachmittags waren wir in Splügen; hier wehte ein so kalter Schneewind, daß ich das Anerbieten des gefälligen Kondukteurs,

in seinen blauen Mantel mich zu hüllen, gern annahm. Ein Tessiner Bildhauer, welcher jenseits der Paßhöhe einen neu entdeckten Marmorbruch zu besichtigen vorhatte, stieß als Reisegefährte zu uns. Auf der langsamen aber interessanten Fahrt zur Paßhöhe schüttete er mir sein Herz aus über die gegen Tessin so stiefmütterliche Regierung der Eidgenossenschaft. Nicht bloß der unselige Stabiohandel kam zur Sprache. Der Künstler beklagte sich auch bitter, daß bei der letzten Pariser Weltausstellung kein Tessiner in irgend eins der Preisgerichte sei gewählt worden. Solche Klagen aus dem Munde eines gebildeten, freisinnigen Mannes müssen jeden gutgesinnten Miteidgenossen schmerzen; Aehnliches hatte ich schon früher aus dem Munde des berühmten Malers B. gehört und nichts dagegen zu erwiedern gewußt, als daß es gewiß den Bundesbehörden am guten Willen nicht fehle.

Auf der Paßhöhe schwiegen wir still, überwältigt von dem wilden und zugleich edeln Naturgemälde, das sich uns darbot. Die beschneiten Berge lagen im hellen Mondschein; der Himmel aber war stellenweise dicht bedeckt mit Wolkenlämmern, die ein sausender aber von Süden kommender, nicht kalter Wind rasch vor sich hertrieb. Hie und da verfinsterte eine solche Wolke die Mondscheibe und warf köstliche Schatten auf die Schneefelder zu beiden Seiten der Alpenstraße.

Und da lag der Grenzstein; die vordersten Pferde stampften schon italiänischen Boden; jetzt war auch der Postwagen drüben. Italia!

Ohne den freundlichen Mondschein wären wir in tiefster Finsterniß in das Land unserer Sehnsucht gekommen; denn es war Nacht, als wir die großen, weitläufigen und ernsten Gebäude erreichten, woselbst die italiänische Regierung das Gepäck der Reisenden einer Durchsicht unterwirft. Die Zollwächter benahmen sich als ächte Galantuomini; Müslin vollends brauchte nicht einmal seinen kleinen Koffer zu öffnen; man traute ihm nicht den leisesten Versuch von Schmuggel zu.

Und nun ging's bergab, eine phantastisch schöne Fahrt wie in Goethe's „Schwager Kronos". Durch Gallerien, die durch ihre Länge und das Großartige des Baues, so auch durch die gelegentlich in die äußere Seitenwand gehauenen hohen Fenster in Erstaunen setzen, ging's im scharfen Trab immer tiefer hinab gegen Campo dolcino. An einer Stelle findet sich an den Felsen eine längere Inschrift auf Kaiser Ferdinand, der zu einer Zeit, als diese Gegenden noch zu Oesterreich gehörten, die Alpenstraße hatte bauen lassen; im nächtlichen raschen Vorüberfahren ließ sich die Inschrift nicht lesen; mir aber fiel eine Inschrift in Tirol ein, die wohl die beste, passendste wäre für alle derartigen Werke, wo Menschenkunst dem Felsgestein des Urgebirges Raum abgewonnen für

menschliches Thun und Treiben: „Saxa loquuntur“ („die Steine sprechen“). Stunde auf Stunde verrann, immer tiefer kamen wir in die Nacht, aber auch ins Thal, und so kam es, daß uns immer wärmer wurde. Endlich um Mitternacht rollte der Postwagen durch die engen Gassen von Chiavenna. Riesige Cypressen und mitten in der Stadt eine großartige Burg- oder Palastruine im Mondschein — das waren die letzten, halb wie im Traum uns zufliegenden Bilder und Eindrücke; eine halbe Stunde später lagen wir in unsern Betten und schliefen jenen tiefen und doch unruhigen Schlaf, wie ihn solche lange Postfahrt bedingt.

III.

Am folgenden Morgen war der Rektor schon ausgeflogen, als ich nach rasch eingenommenem Frühstück mich aufmachte, die Sehenswürdigkeiten des alten Cleven in Augenschein zu nehmen; ich hoffte, ihm bei diesem angenehmen Geschäft zu begegnen; denn daß er nicht abgereist sei, wußte ich zu meinem Troste.

Jeder Fremde, der in Chiavenna ein paar Stunden auf die nächste Postgelegenheit zu warten hat, steigt wohl auf den der Post gegenüber liegenden beträchtlich hohen, kühn geformten Hügel, in dessen vordere Seite hinein die prächtige weitläufig angelegte Burg gebaut war, deren Ruine der hauptsächlichste Schmuck des großen Platzes ist. Auf dem Hügel selbst stund zur Zeit Friedrich Barbarossa's ein festes Schloß; jetzt gedeihen dort über den Trümmern in üppiger Fülle Weinreben, Feigenbäume, Oliven und Pomeranzen, und der Lustgarten auf der Höhe verdient in der That, da er eine ausgedehnte Rundsicht gewährt, den ihm schon seit Jahrhunderten beigelegten Namen: Il

Paradiso. Zu Füßen lag mir das ganze gemüthliche Chiavenna, eine kleine Stadt ächt rhätischen Gepräges; am meisten interessirte mich aber die Kirche San Lorenzo, die sich von da oben ausnahm wie ein im länglichen Rechteck angelegtes Kloster mit Gängen. Ich eilte hinab und wurde in einem dieser Gänge überrascht durch zwei in Seitenkapellen hinter eisernem Gitter angelegte Beinhäuser, eigentliche Trophäen des Todes. Denn mit einer fast schauerlichen Koketterie sind hier Schädel und Gebeine von Menschen an den Wänden so zusammengestellt, daß die Schädel meistens das Zentrum, die Knochen gleichsam die Strahlen einer Sonne bilden, die aber wahrlich kalt und frostig genug scheint. Da und dort sind auch andere Figuren gebildet, z. B. Sterne oder Kreuze aus Todtenbeinen, selbst ritterliche Familienwappen hat man herzustellen versucht, aus diesem ernstesten Material, das mir jemals vorgekommen.

Etwas nachdenklich geworden bei Betrachtung dieser trübseligen Mosaik des Grabes eilte ich einer belebten Straße des Städtchens zu, um durch frohe Bilder des sonnebeglänzten Lebens die Gestalten der Gruft zu bannen. Wie ich nun aus einem engen Gäßlein auf eine steinerne Brücke trat, die dort über den Bergbach Mera gebaut ist, fand ich auf der Brücke zu Füßen eines heiligen Nepomuk lehnend und emsig mit Zeichnen beschäftigt den bis dahin umsonst gesuchten Rektor. Er grüßte

mich freundlich mit Kopfnicken, ließ sich aber in seiner Arbeit nicht stören. Was zeichnete er? Vielleicht die Berge, die so riesengroß in edeln Formen das Thal überragen? Oder den Campanile der Kirche oder das Schloß? Nichts von Alle dem. Hinter einem der an den Bach gebannten Häuser liegt ein Fels, dessen Fuß von den Wellen bespült wird. Auf diesem Fels haben die Bewohner des Hauses ein gemüthliches Plätzchen sich angelegt, indem sie sich Bänke in den Stein gehauen und das obere Ende des Felsens so geebnet haben, daß sie mit Gartentöpfen, in denen Oleander, Buchsbäume, Lorbeersträucher und andere Zierpflanzen stehen, den Anschein eines kleinen, kreisförmig angelegten Gartens erzielt haben. Ja, der mittelste Buchsbaum von beträchtlichem Umfang der Krone scheint sogar im Felsen zu wurzeln, so daß man wohl auch Erde muß dorthin gebracht haben. Dieses Gärtchen zeichnete Müslin und sang dazu seelenvergnügt eine heitere Weise. „Finden Sie den kleinen Fels so malerisch?“ fragte ich, während ich der rasch fortschreitenden Arbeit zusah. Müslin unterbrach sein Summen und antwortete: „Er ist malerisch, aber nicht eben im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ja, er ist eigentlich mehr poetisch als malerisch und ich zeichne ihn nur so, wie man ein Blatt oder eine Haarlocke in ein Gedenkbuch legt. Was ich nicht zu zeichnen vermag, ist eigentlich die Hauptsache daran: die

frohen Abendstunden nämlich, die dieser Fels mit seinem Gärtchen schon erlebt hat. Er ist natürlich der versteinerte Urahne aller Generationen, die jemals hier geboren wurden. Hier haben die Kinder gespielt; hierhin stahl sich das zur Jungfrau entfaltete Mädchen, wenn zum ersten Male Liebe sein Herz rascher pochen machte; hier saß manches junge Paar und rückte von der mondbeglänzten Brüstung mehr ins Dunkel des ehrwürdigen Buchsbaumes, wenn plötzlich die Hinterthür des Hauses aufging und die Großmutter heraustrat, um auch noch vor dem Schlafengehen ein Stündchen auf dem Stein zu sitzen, den die Welle noch wie vor achtzig Jahren plätschernd umspült. Und wenn traurige Umänderungen im Hause vorgegangen waren, wenn Eines hinausgetragen wurde nach San Lorenzo, wo der Todtentanz seinen erstarrten, frostigen Reigen schlingt, wenn dann Alles drunter und drüber ging und nichts mehr schien Bestand zu haben, dann flüchtete manchmal ein bekümmertes Menschenkind im schwarzen Gewand auf diesen Fels, und siehe da! Er stand noch fest, wie vor Jahrhunderten, und vom harten Stein kam dem weichen Herzen ein wunderbarer Trost. In unsern modernen Städten mit unsern Miethwohnungen haben wir von solchen Dingen freilich nur noch eine blasse Ahnung. Im Alterthum da stunden sogar die Hausgeräthschaften, die man doch die Mobilien, die beweglichen nennt, ehr-

würdig fest am Platze und wurden nicht leicht gerückt, auch wenn sie nicht, wie das herrlichste Bett der Welt, das Ehebett des Odysseus, in einen Oelbaum, der ein Haupttragebalken des Hauses selbst war, hineingerammt und zum Bestandtheil des Gebäudes selbst waren gemacht worden. Man respektirte sie an ihrem Standort. Heute muß man nicht nur singen: Donna è mobile —, nein! tutto è mobile. Bett, Schrank, Schreibtisch, aber auch Haus und Garten, Feld und Fruchtbaum — Alles ist mobile. Aber dieser Fels ist's nicht, und drum nehme ich sein Bild mit als meine liebste Erinnerung an Chiavenna."

Müslin klappte nach dieser Rede das Buch zu und wir schlenderten nach unserm Albergo. Der Hauptwache gegenüber fesselte eine Lithographie vor einer Buchhandlung einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit; sie stellte die Ankunft Viktor Emanuels im Himmel dar; die geschmackloseste Apotheose, die man sich vorstellen kann. Jedermann kennt das gewiß nicht schön zu nennende, schnauzbewachsene Gesicht des martialisch robusten Königs von Italien. Man denke sich nun dieses Gesicht über einem Engelsleibe, der von langen flatternden Gewändern umhüllt ist und mit ausgebreiteten Flügeln gen Himmel strebt. Die trauernde Italia streckt ihre Arme aus, als ob sie den Fliehenden einfangen und noch länger behalten wollte; im Hintergrunde steht ein Tempel. Aus den Wolken

aber flattert ein Engel hervor, der den anlangenden König mit einem Lorbeerkranz begrüßt. Als ich über solche in Italien doppelt auffallende Geschmacklosigkeit loszog, äußerte Müslin lachend: „Was wollen Sie? Schon die Allegorie ist mit dem Fluche behaftet, auch die besten Künstler meistens auf Irrwege zu führen; sodann ist auch Personenkultus nur in seltenen Ausnahmen der Kunst förderlich gewesen; endlich ist die Politik ein Gebiet, wo das Schöne in der Regel zu kurz kommt. Hier wirken nun Allegoriewuth, Personenkultus und Politik zusammen; was konnte da Gutes entstehen? Uebrigens gefällt es um des Gedankens willen jenen patriotisch gesinnten Versaglieri, die auf ihren Schützenhüten ich glaube einen ganzen gerupften Hahn tragen, so „helm-umflattert" sehen sie aus."

Um Mittag verließen wir, dießmal beide im Cabriolet des Postwagens sitzend, das alterthümliche Chiavenna. Die Fahrt bis an das Ufer des Comersees führt zuerst durch das schöne Bergthal, dann in die breitere Niederung, wo die Adda dem See zuströmt und manche Strecken sumpfig macht. Diese Gegend ist ein Paradies des Jägers, denn Schaaren von wilden Gänsen, Enten und anderm Sumpfgeflügel halten sich im Rohr, oft auch auf den offenen Wiesen der Thalebene auf. Aber die Gegend ist im Verrufe der Fieber wegen und man empfahl uns dringend, hier nicht etwa einzuschlafen,

da im Schlafe der Körper weniger Resistenzfähigkeit besitze der Malaria gegenüber. Um so schmerzlicher berührte es uns, vom Postwagen herab auf einsamer, endlos lang sich hinziehender staubiger Straße einen gewiß erst fünfjährigen Bettelknaben neben einem Wegstein auf seinem Bettelsack schlafen zu sehen. Das arme Kind, mit dem blaßgelben, wächsernen Gesichtchen, den schmerzlich abwärts gezogenen Mundwinkeln, den beiden kleinen festgeballten Händen lag da als ein unschuldiges Opfer jener dämonischen Mächte, die unter den Namen Fieber, Armuth, Hunger auch auf der Nordseite der Alpen ihre Herrschaft ausüben aber nicht so grausam, so schrecklich wie hier. Was sind schöne Gegenden, was alle Schätze der Kunst und Wissenschaft vor dem Bilde dieses hülflosen, verlassenen, kranken Kindes auf einsamer Landstraße? Es muß eine Zeit kommen, wo es nicht mehr möglich ist, daß Menschen ein solcher Anblick geboten werde; und wer es vernachlässigt, daran zu arbeiten, daß diese Zeit komme, der wundere sich nicht, wenn er einmal bei einer Umdrehung, die das Rad der Weltgeschichte macht, unter das Rad zu liegen kommt.

Die Schönheiten des Comer-Sees sind weltbekannt; in der That sind Rektor Müslin und meine Wenigkeit später darüber einig geworden, daß dieser See die meisten Uferansichten des mittelländischen Meeres übertreffe; denn es fehlt letztern

meistens das Gegenüber, — natürlich ist der Golf von Neapel mit den herrlichen Formen der Insel Capri auszunehmen. Aber das Meer als solches, das vielgerühmte Meer ist ein endlos einförmiges Gegenüber, das man bald satt bekommt, während ein von den Granitwällen der Alpen umschlossener und überragter See, dessen entgegengesetzte Ufer einander doch freundlich nahegerückt erscheinen, dem Auge immer neue malerische Ansichten darbietet. Wie schön ist z. B. Bellano! Hingegen hat die ehemals herrliche Landzunge von Bellaggio, die den See in die beiden Arme von Lecco und Como trennt, viel eingebüßt von ihrer alten Schönheit durch die vielen großen Fremdenkasernen, genannt Hotels ersten Ranges, die sich am Strand und höher hinauf mit plumpen Steinmassen breit machen. Auch die Pinien oben auf der Villa Serbelloni, die ehemals dem nach Italien Reisenden als die ersten Bäume dieser Art wie ein Gruß des fernen Südens erschienen und ein Hauptschmuck der Höhe der Landzunge waren, hat man abgeholzt. Aber man sieht auch hier wieder, was der einmal erlangte Ruf thut. In dem zauberischen Bellano war beinahe Niemand weder aus- noch eingestiegen; in dem entstellten, häßlich gemachten Bellaggio wälzten sich Ströme von Fremden auf dem Dampfschiffsteg aneinander vorbei.

Liebes Bellano! Du bist der bescheidene, edle Künstler, den erst Wenige kennen und schätzen;

Bellaggio ist ein Künstler, der in seiner Jugend sich durch gute Werke einen Namen gemacht hat; seither ist er ganz schlecht geworden und schmiert darauf los; aber sein schimmernder Name blendet noch immer die Menge, wie das Hans Hopfen in seiner hübschen Geschichte: „Der Pinsel Ming's" so graziös geschildert hat.

Von komischer Wirkung war es indessen, namentlich die Engländer in diesem Knäuel von Fremden zu beobachten. Rektor Müslin wies mir eine solche Familie aus Albion. „Sehen Sie", sagte er, „wie sie dahingehen, der starkknochige graue Mann, die mit Lorgnette bewaffnete Familienmutter und die vier langen Töchter. Sie wissen nicht, wohin man sie bringt, denn sie verstehen kein Wort von der Landessprache; dort trägt Einer die Hutschachtel des Herrn nach einer ganz andern Richtung davon, als wohin jene andern Facchini die schweren Koffer der Familie schleppen. Gehn sie nicht dahin wie Schlachtvieh? Aber sie wollen's nicht besser; die Arroganz, in einem Lande zu reisen, ohne die Landessprache zu kennen, bezahlen sie täglich mit einer Menge von Unbequemlichkeiten, mit viel Aerger und manchem blanken Goldstück."

Auf einmal faßte Müslin meinen Arm und führte mich auf die andere Seite des Dampfers. „Da drüben", sagte er, „da liegt in stiller Bucht, vom hohen Berge nach allen Seiten überragt und

im Schattendunkel einer ernsten Waldung, über deren runderen Laubkronen die schlanken, hohen Cypressen sich erheben, ein uraltes schon von Plinius dem Jüngern beschriebenes Naturwunder. Man hat eine Villa hingebaut und heißt sie „Pliniana". Vor vielen Jahren bin ich einst bis dahin gelangt und dann wieder über die Alpen zurückgekehrt in die Heimat, nachdem mich hier, ich möchte sagen der Genius der Ewigkeit mit seinen Schauern angeweht hatte. Das Naturwunder ist eine intermittirende Quelle. Lesen Sie, was Plinius darüber geschrieben hat vor etwas weniger als achtzehn Jahrhunderten." Er hielt mir eine Taschenausgabe des Plinius hin und ich las:

„An Licinius.

„Statt eines Geschenkes habe Ich dir aus meiner Vaterstadt eine Frage mitgebracht, die deiner hohen Gelehrsamkeit würdig ist. Auf dem Gebirge entspringt eine Quelle, rinnt über Felsen herab und ist in einem kleinen künstlich angelegten Speisesaal gefaßt. Hier ein wenig aufgehalten, fällt sie in den Larischen*) See. Die Natur derselben ist wunderbar; sie steigt und fällt regelmäßig dreimal des Tages. Man sieht es ganz deutlich und bemerkt es mit größtem Vergnügen. Man lagert sich daneben und speist, man trinkt aus der Quelle selbst, die sehr frisch

*) Comer-See.

ist; inzwischen nimmt sie nach gewissen und abgemessenen Zwischenräumen ab und zu. Legt man einen Ring oder etwas Anderes ins Trockne, so wird er nach und nach bespült und zuletzt ganz bedeckt: bei längerer Beobachtung kann man dieses zum zweiten und dritten Male sehen.

Oeffnet oder schließt eine verborgene Luft die Mündung und den Rand der Quelle, je nachdem sie hineindringt oder zurückgedrückt wird, wie wir es bei Flaschen und andern dergleichen Gefäßen sehen, die keine weite und ganz freie Oeffnung haben? Denn auch bei diesen, wenn man sie gleich schief und abwärts hält, stockt, durch einen gewissen Widerstand der Luft, wie unter heftigem Schluchzen, das, was ausgegossen wird. Oder hat die Quelle dieselbe Natur wie der Ozean? Und steigt und fällt dieser kleine Quell abwechslungsweise wie die Fluth und die Ebbe im Weltmeer? Oder ist, wie bei den Flüssen, welche in das Meer fallen und durch widrige Winde und die eindringende Fluth zurückgetrieben werden, Etwas vorhanden, was auch den Ausfluß dieser Quelle zu gewissen Zeiten aufhält? Oder haben die verborgenen Adern ein gewisses Maß und fließen, während sie den Abgang ersetzen, sparsamer und langsamer, und wieder lebendiger und voller, wenn sie sich gefüllt haben? Oder ist irgend eine verborgene und unsichtbare Waage vorhanden, welche durch ihre Entleerung die Quelle in die Höhe

nach Außen treibt und, während sie sich füllt, sie hemmt und verstopft? Untersuche, denn du vermagst es, die Ursachen eines solchen Wunders; mir ist es genug, wenn ich die Erscheinung selbst deutlich beschrieben habe. Lebe wohl."

„Diese Quelle", sagte Müslin, nachdem er bemerkt, daß ich den Brief zu Ende gelesen, „ist heute noch dieselbe wie vor achtzehnhundert Jahren und wie sie es wohl schon vor Hannibals Zeiten, ja vor der Gründung Roms gewesen ist. Wohl erinnert uns der Verstand, daß eigentlich die meisten Naturgegenstände eben so alt und älter seien, so diese Berge, die auf uns herabsehen und über Allen die ewige Sonne, die Sonne Homers, die auch uns lächelt. Aber diese Dinge sind Gegenstände von so ausgedehnter Allgemeinheit, daß sie nicht leicht mit einem besonderen Menschen des Alterthums in bleibende, intime Verbindung können gebracht werden. Diese Quelle hingegen ist wie eine heimlich von Plinius im Waldesdunkel entdeckte Nymphe, wie eine Geliebte, die er durch seine Liebe unsterblich gemacht hat, nachdem sie ihn durch das Wunder ihrer Existenz beglückt hatte."

Während dieses Gespräch's arbeitete der Dampfer sich vorwärts durch die unvergleichlich klaren Wellen des Sees und bald verschwand die weiße, cypressen-umstandene Villa hinter dem Berge, der die Bucht bilden hilft.

Jetzt nahten wir Como. Aber es dunkelte schon; auch hatte sich der Himmel bedeckt und als wir landeten, strömte der Regen klatschend herab auf die Steinfliesen des Hafenplatzes. Dießmal forschte man nicht lange nach einem kleinen Gasthofe; der nächste war der willkommenste; es war das erste Hotel Comos, das nach dem berühmten Physiker Volta genannt ist.

Mein Zimmer, auf eine enge Straße hinausgehend mit einem Fenster, welches bis zum Boden hinabreicht und, da ein Gittergeländer vor dem Fenster angebracht ist, zugleich als Balkonthür gelten kann, versetzte mich eben durch diese Einrichtung in die romantische Stimmung, die man aus den Novellen des Cervantes kennt. Denn als ich so am vergitterten Fensterbalkon lehnte, fand sich, daß auch die übrigen Häuser der Straße solche Balkone hatten. Ueberall waren die Lichter schon angezündet; mir gegenüber stund eine Balkonthüre geöffnet und ich sah in ein Damengemach; doch ließ die Herrin des mit Luxus ausgestatteten Salons mich nur ihre in hübschen Pantöffelchen und weißesten Strümpfen steckenden kleinen Füße und hie und da ein Stück der seidenen Robe sehen, da sie seitwärts vom Balkon saß, halb dem Fenster den Rücken zuwendend. In andern Häusern waren ganze Familien bei der Abendmahlzeit versammelt und freuten sich sichtlich des Kühlung spendenden, reichlichen Regens, der draußen vor den offenen

Fenstern herabrauschte und in der engen Gasse so laut plätschernd aufschlug.

Als ich Müslin, der bei mir eintrat, um eine Kleiderbürste zu borgen, da er die seine schon in Chur hatte liegen lassen, auf die spanischen Novellenszenen, wie mir diese Nachtstücke erschienen, aufmerksam machte, antwortete er: „Verfängt heute nicht bei mir. Hier in Como ist für mein Gefühl Alles durchaus antik klassisch. Was weiß man viel von den mittelalterlichen Schicksalen dieser Stadt? Aber Plinius lebt hier. Comum war seine Vaterstadt und eine geliebte Vaterstadt. Wenn er selbst in Rom festgehalten wird von Geschäften, so preist er mit um so größerer aus Sehnsucht stammender Wärme seinen Freund Caninius glücklich, der unterdessen im lieben Como in ländlichen Genüssen schwelgt. Dieser seiner Vaterstadt stiftet er eine Bibliothek und weiht die Stiftung durch eine sorgfältig ausgearbeitete Rede ein. Aber auch in Rom hält er eine Rede zu Ehren und zum Ruhme seines Comum. Ihr wendet er ein beträchtliches Legat zu, das eigentlich nach dem Erbgesetze ihm hätte zufallen müssen. Seine Villa daselbst schildert er mit Entzücken. Endlich richtet er an keinen Geringern als den berühmten Geschichtsschreiber Cornelius Tacitus die dringende Bitte, ihm doch einen Lehrer für die Stadt Comum zu suchen, damit die dortige Jugend in ihrer Vaterstadt Unterricht finde und

nicht nöthig habe, nach Mailand zu gehen, wo die Jünglinge der Aufsicht ihrer Väter entrückt und manchen Verführungen ausgesetzt seien. Hören Sie doch auch aus diesem Briefe eine Stelle. Sie ist so schön und zugleich so wichtig, so anwendbar auch auf ähnliche Zustände unserer Tage." Und der Rektor las:

„An Cornelius Tacitus.

„Als ich neulich in meiner Vaterstadt war, kam der Sohn eines meiner Landsleute, welcher noch die Prätexta*) trug, mich zu besuchen. Ich fragte ihn, ob er studire; er bejahte es. — Wo? — Zu Mailand. — Warum nicht hier? — Sein Vater, der mir den Knaben brachte, antwortete: Weil wir hier keine Lehrer haben. — Warum nicht? Es muß Euch, die ihr Väter seid, (und glücklicher Weise waren noch einige Väter zugegen) doch Alles daran liegen, daß Eure Kinder vorzugsweise hier lernen. Denn wo sollten sie lieber sein, als in der Vaterstadt? oder besser in Zucht gehalten, als unter den Augen der Eltern? oder mit geringeren Kosten, als zu Hause? Mit wie Wenigem aber könnt Ihr Lehrer anstellen, wenn Ihr Geld zusammenschießt? Und könnt Ihr nicht Alles, was Ihr jetzt für Wohnung, für Reisekosten, für das braucht, was man auswärts kauft (und auswärts kauft Ihr doch Alles) den Gehalten

*) Knabentoga.

zulegen? Und auch ich, der ich noch keine Kinder habe, bin bereit, für unsere Stadt, als für meine Mutter, den dritten Theil von dem, was Ihr zusammenschießen wollt, beizutragen. Ich würde sogar das Ganze auf mich nehmen, wenn ich nicht fürchtete, daß dieses Geschenk in Zukunft durch Umtriebe mißbraucht würde, wie das an so vielen Orten geschieht, wo die Lehrer auf öffentliche Kosten angenommen werden. Diesem Uebelstande ist nur auf Eine Weise zu begegnen, wenn den Eltern allein das Recht der Wahl überlassen und ihnen durch die Nothwendigkeit des Beitrags zur Pflicht gemacht wird, gut zu wählen ...... Ihr könnt Euern Kindern nichts Besseres, der Vaterstadt nichts Nützlicheres erweisen. Die hier geboren sind, mögen auch hier unterrichtet werden und sich von Kindheit an gewöhnen, den heimischen Boden zu lieben und zu bewohnen. Und möchtet Ihr doch so treffliche Lehrer anstellen, daß man aus den benachbarten Städten hierher zum Studiren komme und daß, wie jetzt Eure Kinder anderswohin, so Fremde bald hierher strömen."

„So dachte Plinius vom Schul- und Unterrichtswesen, so von dem Werth der Heimat", sagte der Rektor, nachdem er mir die Stelle vorgelesen. „Er bittet nun weiter den großen Historiker, ihm einen tüchtigen Kopf auszuwählen unter der Menge der jungen Gelehrten, welche die Bewunderung des Geistes des Tacitus um diesen versammelt

habe! Wahrlich! Plinius ist in Como der einzige wahre Genius loci, und sie haben Recht gethan, ihm und seinem Oheim die beiden Reliefstatuen im Dom zu setzen."

Die Glocke des Hotels rief uns in den Speisesaal, einen großen, von Säulen getragenen Raum mit Marmorboden. Man ißt hier zu Nacht, wie wir bürgerliche Leute sonst nur etwa im „Johann von Paris" zu Nacht essen sehen; und dort ist erst noch Alles pappendeckelne und hölzerne, angestrichene Illusion; hier Gold, Bronze, Marmor und Mosaik. Die Kellner kamen aus dem tiefen, durch Säulen abgetheilten Hintergrunde wie aus weiter Ferne, beinahe wie Alladins Geister, wenn sie die lüsternen Feinschmeckerlaunen des jungen Gebieters zu erfüllen eifrig sind. Die Tischgesellschaft war nicht ganz die gewöhnliche, obwohl Engländer und Deutsche vorherrschten. Eine spanische Familie brachte eine angenehme Abwechslung in die anglo-germanische Mischung. Müslin flüsterte mir, nachdem er die spanischen Damen längere Zeit wie versteinert fixirt hatte, mit einiger Aufregung ins Ohr: „Die handhaben den Fächer noch viel fürchterlicher als die Italiänerinnen." Nun fiel es auch mir auf. Die schwarzen Fächer bildeten so zu sagen einen Körpertheil dieser Damen und jedenfalls einen durch viele sensible und motorische Nervenstränge mit dem übrigen Organismus verbundenen Körper-

theil. Der Fächer gab während dem Gespräche lebhafte mimische Vorstellungen, nahm an jeder kleinen Emotion seiner Herrin Antheil, fuhr jetzt breit auseinander wie ein im Zorn geblähter Truthahnschweif, klappte jetzt zusammen wie die Pritsche des Hanswurstes, legte sich hierauf langsam und prächtig im Adagiotempo zum Pfauenrade auseinander und erschien im nächsten Augenblick sogar zerbrochen, um alsbald wieder bei einem leichten Schlage auf die Hand des Nachbars seine ungeschwächte Lebenskraft darzuthun. Einmal verbarg er ein leichtes Gähnen, dann wieder lag er über der Hälfte des Gesichtes, so daß nur die Glutaugen über seinem Rande hinausblitzten; gleich darauf theilte er das Gesicht in vertikaler Richtung wie eine spanische Wand in zwei Theile, die nun nach rechts und links in Privatunterhaltung traten, oder er senkte sich wie der schöne Falter, den wir Trauermantel nennen, auf die volle Büste seiner Herrin und schien da wie auf Blumenknospen zitternd zu schweben, während der lilienweiße Hals um so heller über den schwarzen athmenden Flügeln hervortrat. Kurz! diesem Fächer war kein Ding unmöglich und auch ich hielt ihn mit Rektor Müslin für einen lebendigen Dämon.

Arme Engländerin! Du ließest dich herab, mit deinem Nachbar, dem Rektor zu sprechen, und wie schlecht wurde deine Herablassung belohnt. Sogar deine Behauptung, daß die englische und

die griechische Sprache große innere Verwandtschaft hätten, ließ ihn kalt, und als du die Holländer für eine gar nicht existenzberechtigte bloße Karrikatur der Engländer erklärtest und seine Meinung hierüber wissen wolltest, stammelte er mit Verwirrung, er sei noch nie in Sevilla gewesen, worauf du ihm freilich mit berechtigter Indignation den Rücken wenden durftest.

IV.

Mühseliges Glockengeläute weckte uns am nächsten Morgen; es war ein wahrer Trauermarsch von allen Glockenthürmen der Stadt; immer wieder schlug eine Glocke an, verstummte, wurde nach einer Pause von einer andern abgelöst, die ihrerseits bald schwieg, worauf eine dritte und vierte sich in die astmatische Unterhaltung mischte, um ebenso in längeren Pausen abzuschnappen. Es überkam mich beinahe jene peinliche Stimmung, die das Herz zusammenschnürt, wenn man den Athemzügen eines Sterbenden lauscht, jeden für den letzten hält und plötzlich noch von einem nicht mehr für möglich gehaltenen allerletzten überrascht wird. Der Rektor fuhr wie wüthend in mein Zimmer herein. „Das halte der Henker aus!" rief er. „Und wissen Sie, was mich an diesem perfiden Glockenschlagen am meisten ärgert? Daß man die Absicht, die von der Geistlichkeit hineingelegt wird, merkt. Die ganze Stadt muß an jedem Morgen wissen, welch' mühevolle Dinge der Klerus und seine Affiliirten zum Seelenheile der

Christenheit täglich, stündlich an Altar, Orgel und Glockenstrang vollbringen. Dieses Gebimmel sagt in aufdringlicher Weise: Viel schwere Pflichten übet der Bramin. Spitzbuben das!"

Leider war heute ein entschiedener Regentag. Da eilt man unwillkürlich großen Städten zu; und so stunden wir schon bald im Wartesaal, um den Mailänder Schnellzug zu erwarten. Hier erlebten wir eine Szene, die uns, die noch frisch aus der heimatlichen Republik herkamen, überraschend war. Im Wartesaal stund an mehreren Orten zu lesen: E severamente proibito di fumare. (Es ist streng verboten, zu rauchen). Zu unserm Erstaunen sahen wir dennoch aus einer dichten Gruppe von Reisenden, die an der noch verschlossenen Hauptpforte standen, in gleichmäßigen Pausen blaue Wölklein aufsteigen, deren Duft auch zum Portier drang. Mit allen Zeichen der Entrüstung blickte dieser Ehrenmann auf und brauchte nicht lange nach dem Orte zu suchen, von wo die Wölklein aufstiegen. Zornentbrannt eilte er auf die Gruppe zu, theilte die Menge etwas ungestüm und klopfte einem das Gesicht gegen die Pforte kehrenden Herrn auf die Schulter mit den Worten: „Signore! è proibito . . . ." Aber weiter kam er nicht. Der betreffende Sünder wandte ruhig sein Antlitz dem Eisenbahnangestellten zu. Was jetzt in dessen Mienen vorging, ist beinahe unbeschreiblich. Man denke sich einen wild

anstürmenden Bluthund, der plötzlich durch eine vorgehaltene Bratwurst oder je nach Umständen auch durch eine vorgewiesene Hetzpeitsche in eine winselnde, bettelnde, wedelnde Kreatur niedrigster Hundeart verwandelt wird, so hat man vielleicht eine Vorstellung von der kläglich servilen Miene, die der schon graubärtige Beamte schnitt, der in dem Missethäter vermuthlich einen Aktionär der Bahn oder sonst einen einflußreichen Mann entdeckt haben mußte. Ich mußte lachen; der Rektor aber, der heute seinen besonders sentimentalen Tag zu haben schien, beklagte den Vorfall als ein trauriges Symptom für die Zukunft Italiens. „In Rußland", sagte er, „nun ja! Da erwarten wir nichts Besseres als solche Szenen. Aber daß dergleichen am grünen Holze des jungen Italiens möglich ist, das wir als nächstens zur Republik reif anzusehen gewohnt sind, das giebt zu denken."

Ein junger blaß aussehender Mann hatte diese Worte mit angehört. Nachher im Wagen wandte er sich an den Rektor und gab sich, indem er sich auf das Gehörte bezog und unserer Eigenschaft als Republikaner sich versichert hatte, als russischen Nihilisten zu erkennen. Da der Regen abwechselnd von beiden Seiten den Schnellzug peitschte, der uns Mailand entgegen trug, waren wir einem politischen Gespräche ausnahmsweise nicht abgeneigt; indessen spielten wir bald nur die

Rolle der stummen Zuhörer, indem der schwärmerische Nihilist mit großer Zungenfertigkeit seine Ansichten vortrug.

Ich konnte mein Erstaunen nicht verbergen, daß ein so junger Mann, wie der Fremde es war, und dazu ein von Natur so sanft blickender Mensch solche finstere und schreckliche Maximen mit düsterer Entschlossenheit vertheidige. Ruhig entgegnete er mir: „Ich gebe Ihnen zu, daß ich ländliche Feste mit tanzenden Mädchen, Apfelkuchen und süßem Most meinem jetzigen ruhelosen Leben vorziehe; mein Naturell ist von Haus aus kein kriegerisches. Aber was wollen Sie? Es giebt Lehrmeister, die Kanarienvögel und Hasen abrichten, Kanonen abzufeuern. Das 19. Jahrhundert ist ein solcher Lehrmeister.“ Auf der letzten Station vor Mailand stieg der junge Mann aus: er mochte seine Gründe haben, den im Bahnhofe Mailands circulirenden Polizeibeamten aus dem Wege zu gehen. —

In Mailand quartirten wir uns bei den Angioli ein, in einem gemüthlichen italiänischen Gasthofe, wo, wie im Hause des Ithakerfürsten, alle Zeit im Hofe dicht neben der geräumigen Küche schmausende frohgelaunte Leute sitzen, nur daß sie nicht als Freier hier erscheinen, und für die ausgezeichnete Bewirthung billige Zahlung leisten.

Mailand ist eine der angenehmsten Städte der Welt. Was es Alles birgt an Kunstschätzen,

vom Dom angefangen bis hinaus nach Santa Maria delle Grazie, wo Leonardo da Vinci's berühmtes Abendmahl noch im Verfall so gewaltig Zeugniß ablegt von einem Genius ersten Ranges unter allen hohen Geistern, die jemals gelebt, — das Alles liest man in vielen guten Handbüchern für Reisende. Aber gewisse Dinge muß man selbst erleben, mit eigenen Augen sehen. So gerade dieses Abendmahl. Noch so gute Kopieen geben namentlich auch nicht perspektivisch die Wirkung, welche das Original an der Wand des Refektoriums gewährt. Ungefähr in der Distanz von fünfzig Schritten muß man stehen und nun das Werk auf sich wirken lassen, das jedem Künstler, sei er Maler, Dichter oder Musiker zur Läuterung des eigenen Selbst dienen muß; so vernehmlich spricht jede Linie, daß in der Kunst nur das Höchste Geltung habe, und ohne heiligen Ernst die Vollkommenheit niemals erreicht werde. Auch den Dom selbst muß man gesehen haben, zu allen Tageszeiten, in jeder Art der Beleuchtung und auch Nachts. Wie wunderbar wirkt dann oft von den ungefähr zweitausend Statuen, die am Aeußern des Doms angebracht sind, eine einzelne, bis dahin nicht bemerkte, so vor allen das Relief „Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben", an der linken Ecke der gegen die Gallerie Vittorio Emmanuele gewendeten Pforte.

Diese Gallerie Vittorio Emmanuele ist am

Abend der Mittelpunkt des vergnüglichen Lebens der Großstadt. Mehrere Straßen, mit Glas gedeckt, feenhaft hell erleuchtet, bilden eine Art riesengroßer Halle, durch die keine Wagen fahren dürfen, sondern wo die schöne Welt des Abends, gegen Regen und andere Unbilde des Wetters absolut geschützt, spazierengeht, vor den glänzenden Kaffeehäusern und feinen Restaurationen an eleganten Tischchen Erfrischungen einnimmt, die in jener Straße besonders prächtigen Auslagen in den Schaufenstern der Magazine mustert, vor allen Dingen aber an sich selbst ein großes Wohlgefallen hat. Und die mailändischen Damen haben allerdings in ihrer reizenden Tracht ein Recht, sich hübsch und anziehend zu fühlen; — ganz allgemein wird noch statt der lächerlichen modernen Huttoiletten unserer Damenwelt der von den Spaniern hier eingeführte schwarze Spitzenschleier getragen, welcher, mit großen Nadeln im meist üppigen Haar der Schönen festgesteckt, das marmorbleiche Gesicht edel umgiebt und, bis auf die Hüften herabfallend, die ganze Gestalt vortheilhaft hebt. Wie wohl alle Fremden brachten auch Müslin und ich den Abend in dieser Gallerie zu. Kamen wir uns neulich in dem schönen Saale des Hotel Volta in Como wie die Schauspieler im „Johann von Paris" vor, wenn sie an der Wirthstafel schmausen, so glaubten wir uns jetzt eher in einen Redoutensaal versetzt, als auf eine wirkliche Straße, die

dem ernsthaften öffentlichen Bedürfniß der Kommunikation dient. Man bewegte sich gleichsam im Festschritt der Polonaise an einander vorüber. Die durch die Menge gleitenden Blumenmädchen erhöhten die Illusion. Diese italiänischen Blumenmädchen verdienen alles Lob im Vergleich zu ihren meisten Kolleginnen in andern großen Städten. Erstlich begnügen sie sich für ihre duftende Spende auch mit der kleinsten Gabe, mit einem Soldo, ohne ein unartiges Gesicht zu ziehen; sodann haben sie eine außerordentlich gute Manier, mit heiterer Miene zu vollbringen, was eigentlich nur ein geldverschaffendes Gewerbe ist. Selbst ein „grillengieriger maulhänkolischer" Hypochonder muß sich angenehm berührt fühlen, wenn auf einmal ein junges, bewegliches und munteres Geschöpfchen vor ihm steht, eine Myrthenblüthe ihm ins Knopfloch steckt und dabei ein liebenswürdiges Lächeln, gleichsam eine angenehme Ueberraschung zeigt, als freute sich das durchtriebene Ding, gerade ihm persönlich die graziöse Huldigung darbringen zu können. Komisch nahm sich dieser harmlos heitern Art gegenüber die Ostentation aus, mit der gewisse deutsche und schweizerische Bären, besonders junge Ehemänner, denen ihre „zitternde Liebe" am Arm hing, den Knopflochangriff der Blumenmädchen abwiesen, als ob sie ihren Gattinnen ein heroisches Beispiel unerschütterlicher Mannestugend geben wollten; ein Sträußchen zu kaufen und der schönern

Hälfte zu präsentiren, fiel aber keinem Einzigen ein.

Müslin verfiel rasch ins entgegengesetzte Extrem und trug bald so viele Sträußchen in den Knopflöchern und auch in den Händen, daß wir uns an eines der Tischchen setzen mußten, nur damit er „Florens bunt Geschlecht" in ein Wasserglas stellen konnte. Ein in der Nähe sitzender Russe machte, indem er auf die in der That prächtigen Blumenspenden Müslins hindeutete, die Bemerkung, in Petersburg würde man für den Inhalt dieses einen Glases wohl schon fünfzig Rubel zahlen; Müslin hatte vielleicht gerade ebenso viele Centesimi dafür ausgegeben und wie viele freundliche Blicke dazu in den Kauf bekommen. Sauertöpfische, verdrießliche Nordländer! Warum geht Ihr überhaupt nach Italien, wenn Ihr Euch nicht aufknöpfen, mit dem harmlosen Volke in seiner Manier froh und harmlos leben wollt?

Aber nicht nur auf die Blumenmädchen dehnte Müslin seine Freundlichkeit aus; sehr bald schloß er Freundschaft mit einer Anzahl kleiner Knaben, die entweder unter dem Vorwande des Zündhölzchenhandels oder auch ohne jeden Aushängeschild irgend einer geschäftlichen Thätigkeit sich an die Tische vor den Kaffeehäusern drängten, den Blick meistens scharf auf die Erde gerichtet. Als wir der Richtung dieser Blicke folgten, bemerkten wir bald, daß diese Knaben auf die weggeworfenen

Cigarrenstummel ernstlich Jagd machten, aber auch andere geringfügige Gegenstände, die etwa da und dort auf einem leeren Stuhl liegen geblieben, nicht verschmähten. Diese kleinen Industriellen untersuchen selbst ein Fetzchen Papier genau auf seinen möglichen Werth und ein einzelner zerrissener Handschuh, der in ihren Besitz kommt, wird als eine wesentliche Bereicherung ihrer Habseligkeiten dem übrigen kleinen Trödelkram beigefügt. Ich glaubte früher, dergleichen komme nur in Neapel vor; wer denkt nicht an Goethes Schilderung, die seither von manchen Reisenden aufgefrischt und weiter ausgeführt worden ist? Aber wir fanden die kleinen Mailänder und später die kleinen Venetianer ebenso industriell wie die Epigonen des Lazzaronithums. Diesen kleinen Burschen gab nun Müslin wahre Lupercalien, Saturnalien und Bacchanalien zum Besten. Bald winkte er Zwei heran, die ein Kellner soeben aus der Nähe der Tische fortgetrieben hatte, und fragte sie, ob sie ein Glas Wein auf Garibaldi's Gesundheit trinken wollten; — ob sie wollten! — bald ließ er sie rathen, wie viele Soldi er in der Hand habe und wenn sie es richtig riethen, sollten sie's haben. Merkwürdiger Weise riethen sie immer richtig und bekamen's immer. Dann wieder präsentirte er einem armen Bürschchen, das nach Cigarrenüberresten vergeblich suchte, unvorhergesehener Weise mit komischer Höflichkeit sein volles Cigarrenétui

und freute sich an der natürlichen Bescheidenheit des Jungen, der Anfangs durchaus nicht eine ganze Cigarre — vielleicht das Ideal seiner kühnsten Phantasien — annehmen wollte und dann, als er sie hatte, nach feurigen Dankesworten wie ein junger Panther davonsprang zu seinen Genossen, die später sich näherten, um auch den Mann doch wenigstens zu sehen, der vielleicht bereits bei ihnen „die offene Hand" hieß. Es war übrigens komisch zu beobachten, hier sowohl wie bei spätern Anläßen, wie bei der italiänischen Bevölkerung, auch beim vornehmen, reichen Elemente derselben, Jemand großes Aufsehen macht, der auch nur Kleinigkeiten von Geld auswirft. Der reiche Italiäner thut dergleichen niemals; er ist durchschnittlich zurückhaltend bis zum Geize. Sodann sind auch in der That kleine Geldgeschenke in Italien, wo der gemeine Mann Alles außerordentlich billig zu kaufen versteht, für ihn von größerm Werthe, als wir glauben. In Neapel kann man für 2—3 Soldi einem armen Knaben zu einem ganz copiosen Mittagessen verhelfen.

Erst in später Stunde verließen wir die amüsante Gallerie; eine ganze Klientel kleiner Proletarier gab dem Rektor, in respektvoller Entfernung übrigens, das Geleite. Sie merkten sich genau wo wir wohnten und am folgenden Tage stellten sie sich wieder ein, kamen auch immer wieder auf unsere Spur, obschon wir zuweilen

längere Omnibusfahrten in entlegene Quartiere der Stadt machten, um diese oder jene Sehenswürdigkeit zu besuchen. Es war jedoch mit dem Rektor weder in der Brera noch in den Kirchen viel anzufangen. Unähnlich hierin so vielen seiner Kollegen interessirte er sich für das wirkliche gegenwärtige Leben mehr als für die Kunstwerke, welche das Leben eines vergangenen Geschlechtes so erhebend und rührend darstellen, so daß namentlich an diesem Tage seine Art, den Dingen gerecht zu werden, eine Illustration zu Schillers Worten war:

„Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut."

Erst am Abend, als wir wieder in der erleuchteten Gallerie zirkulirten, wurde ihm so recht wohl. Ins Theater zu gehen, hatte er abgelehnt. „Hier ist ja fortwährend Theater, und dazu eines, in dem wir mitspielen", sagte er. Und nun ging's wieder an mit den Blumenmädchen und den kleinen Bettelbuben, von denen er an diesem Abend sogar eine ganze Schaar in einen Zuckerbäckerladen führte und mit dolci fütterte, so daß vor dem Laden ein mäßiger Auflauf entstund. Unter solchen Umständen schien es mir wohlgethan, die Abreise nach Venedig auf den folgenden Tag festzusetzen. Bereits hatte ich eine Art Mentorschaft erlangt, die ich freilich nur mit diplomatischen Künsten ausübte, ohne den guten Müslin, der stets zu

schieben meinte, ahnen zu lassen, wie er geschoben wurde. Dießmal gelang es mir, indem ich, von seiner fast lordmäßigen Freigebigkeit ausgehend, auf Lord Byron zu sprechen kam und namentlich auf die prächtigen, freilich auch tumultuarischen Auftritte, die der wilde Engländer, der in Venedig einem Gondelier seine Frau entführte, in den Palästen am Canale grande einst anrichtete. Das schlug durch, Worte wie Canale grande, Dogenpalast, Markusplatz brachten eine magische Wirkung hervor, und andern Tages rollten wir Venedig zu.

V.

Es ist angenehm, mit eine Lokomotive zu fahren, die den Namen des griechischen Komödiendichters Aristophanes trägt, oder einer andern zu begegnen, die als „Orlando furioso" die lombardische Ebene durchschnaubt. Solche Beziehung der Kunst auf modernste dem Praktischen gewidmete Dinge hat etwas durch Ueberraschung Frappirendes, Anmuthendes. Wir kennen den Ré Agramante aus der ersten Strophe der Dichtung Ariost's; aber wir denken nicht an ihn; da fährt plötzlich bei einem gleichgültigen Rangirmanöver im Bahnhof der schwarze Mohrenkönig Agramante an unserm Waggonfenster langsam vorbei und auf angenehme Weise sind wir mitten im gewöhnlichen Treiben modernen Eisenbahnlebens an die unsterblichen Stanzen des Messer Lodovico erinnert.

Im Waggon saß ein deutsch-schweizerisches Pärchen, das seine Hochzeitreise durch Italien machte. Da so viele Neuvermählte in jedem Jahr nichts Besseres thun zu können glauben, als Italien zum Objekt der Hochzeitsreise zu machen, möge

hier die Meinung Rektor Müslins Ausdruck finden, welcher Italien als ein für die Hochzeitreise durchaus ungeeignetes Land erklärt.

Erstens ist nach Müslin eine Hochzeitreise in Italien ein Pleonasmus. Die Flitterwochen sind ja selbst an und für sich das Italien unseres Lebens. Soll man den Honig noch zuckern? Soll man eine Zeit, auf die der Dichter das Wort von der kleinsten dem glücklichen Paare Raum gewährenden Hütte gedichtet hat, im St. Peters-Dom und im Kolosseum zubringen? Setze sich doch so ein Pärchen in aller Stille in ein verschwiegenes Badewirthshaus der lieben Heimat, mache jeden Morgen von zehn Uhr an den traulichen Spaziergang auf den Hügel zum alten Birnbaum, oder an dem Wiesenbach, wo die Weiden stehn, oder in das Buchenwäldchen, wo man in der Hecke ein Diestelfinkennest entdeckt hat.

Dann speise man gemächlich, ohne Reisehast; Nachmittags gibt's dann wohl in der Nähe einen kleinen Weiher, von dunkelschattenden Fichten umstanden, oder ein altes Bergschloß, oder ein ehemaliges Kloster, wo man einen guten Tropfen trinkt oder überhaupt nur einen verschwiegenen Waldsteig mit Erdbeeren, die man sucht und in die man sich setzt. Das sind dann die historisch interessanten Punkte des jungen Paares, wo zwar keine Schlacht gegen den Maxentius geschlagen wurde, aber ein Kußscharmützel stattfand; und

welche antike Inschrift gewährt so große Befriedigung wie die neue holzfrevlerische, die der junge Gatte an einer glatten Buche ausübt mit seinem Taschenmesser, während die Geliebte sich an seine Seite schmiegt und ihn und das Herz anschmachtet, das er in die Rinde schneidet? Es ist aber zweitens auch Schade, daß Hochzeitspärchen nach Italien reisen, denn sie sehen ja gemeiniglich doch nur einander an, haben so viel damit zu thun, sich gegenseitig auswendig zu lernen, daß sie wie im Traume durch das schöne Land hinfliegen, in das sie vielleicht später nie mehr gelangen können. Dazu kommen positive Unannehmlichkeiten, die dem jungen Paar manche Enttäuschung bereiten. Selten sprechen beide Gatten fertig italiänisch. Kennt Eines die Sprache, so will es gewöhnlich Alles besser wissen als das Andere; die Superiorität der Sprachkenntniß soll ihm überhaupt eine gewisse Superiorität geben. Das führt dann etwa zu einem ersten Disput. Verstehen sie beide die Sprache nicht oder nur unvollkommen, so sind sie immer in nervöser Unruhe; ohnehin ist man auf der Hochzeitsreise nervöser als sonst. Man sitzt z. B. längst im Waggon, um nach Venedig abzufahren. Jetzt schreien da draußen die Schaffner plötzlich wieder: „Venezia“ und noch was dazu, was man nicht versteht. „Sind wir vielleicht im falschen Zug?“ Offenbar sind wir's. Große Emotion. Sie steht auf und bepackt sich mit

allen Shawlbündeln, Er reißt den Koffer hervor, der schon so gut im Netzgeflecht des Waggons ruht. Arme Leutchen! Nichts von solcher Unruhe im stillen Waldthale beim Distelfinkennest!

Zu den positiven Unannehmlichkeiten einer Hochzeitreise in Italien gehören bekanntlich auch die thatsächlichen Gefahren für die Gesundheit. Man schläft schlecht, Ungeziefer stört, namentlich die singenden Mosquitos; bald hat man zu heiß, häufiger zu kalt, da man in Italien keine Federbettdecken bekommt. Am Morgen ist man matt; die Hetze durch die Sehenswürdigkeiten der Gallerien ermüdet im höchsten Maße; man verdirbt sich den Magen mit der ungewohnten in Oel gebackenen Kost, läßt aber von diesem Unwohlsein so lange als irgend möglich das Andere nichts merken, um ihm die Freude nicht zu verderben und auch, um nicht als schwächlich zu erscheinen. Plötzlich ist die Natur erschöpft und nun liegt man krank oder reist elend nach Hause.

Aber auch im bessern Falle bleiben Unannehmlichkeiten anderer Art nicht aus. Der Italiäner kennt seit langer Zeit diese reisenden Liebespärchen und beutet sie nicht nur finanziell aus, er macht sich auch über sie lustig. Das Gefühl körperlicher Ueberlegenheit, das er hat, zuweilen auch sein gewandteres Benehmen, seine ritterliche Art, mit Damen umzugehen, veranlaßt ihn, solche Leutchen spielend zu behandeln, mit feinem Spott,

mit einer ironischen Höflichkeit, die oft empfindlich verletzt und das junge Paar in manche Verlegenheit bringt, wenigstens wenn ihm nicht ein bedeutendes Maß von Lebensgewandtheit eigenthümlich ist. Wir sahen solche Paare in Mailand in feine Cafés eintreten, gemustert von einer Bande junger, eleganter Herren, die mit schrecklichem Scharfblick auch in der Toilette der Frau sofort jeden Mangel erkannten; besonders fällt jede spezifisch germanische Geschmacklosigkeit sofort auf. Wird nun die Unglückliche inne, daß man sie starr ansieht, daß sie auffällt, so ist sofort ihr Benehmen ein unsicheres, sie wird roth, die Verlegenheit theilt sich dem Gemahl mit und Beide sind froh, eine ruhige Ecke zu gewinnen, wo sie möglichst unbemerkt zu bleiben wünschen, sie, die in ihrer Heimat vielleicht in der eigenen Equipage fahren und ein öffentliches Café für viel zu gering ansehen würden, es mit ihrer Gegenwart zu beehren.

Gewöhnlich nehmen solche Paare ein biglietto circolare, welches ihnen eine gebundene Reiseroute zur Pflicht macht. Eine Folge hievon ist, daß sie mit andern Paaren, die sie schon in Mailand antrafen, auch in Venedig, Florenz, Rom, kurz überall zusammentreffen, was im besten Falle, d. h. wenn man sich gegenseitig gefällt, doch auch auf die Dauer etwas lästig werden muß; man möchte ja für sich sein auf der Hochzeitreise, und diese fortwährend vor Augen gehaltene Multiplikation

der eigenen Honigwochen, diese Doppelgängerei verstimmt unser Paar, das sich lieber in lyrischer Illusion als ein nur einmal vorhandenes fühlen möchte, während ihm so der statistische Beweis ad oculos demonstrirt wird, solches Glück komme immer wieder vor. Wenn vollends beide Ehegatten in Jugend und körperlichen Vorzügen sehr ungleich sind, was häufig vorkommt, so ist Italien so recht das Land, die in dieser Beziehung zu kurz gekommene Ehehälfte mit den bittersten Gefühlen, ja mit der stillen Qual der Eifersucht zu erfüllen, da ja große männliche und weibliche Schönheiten dem armen nordischen Pärlein auf Schritt und Tritt begegnen. Hier sticht ein Gondoliere der schönen jungen Frau in die Augen, die am Arme ihres bei alten Büchern vertrockneten kurz- und übersichtigen Gatten etwas kokett über die Piazetta schreitet; dort ist der stattliche Gemahl am Arme eines bleichsüchtigen, kränklichen Püppchens zu freundlich mit den frischen, rothmündigen Blumenmädchen u. s. w. O, ihr armen Hochzeitspärchen! Säßet Ihr doch beim halmgeflochtenen Vogelnest, Jedes im Andern selig, Jedes dem Andern eine Welt und ließet Weidenblättchen im Wiesenbache schwimmen, wo es keine schönen Gondoliere giebt, und du, junges Weib, pflücktest als Blumenmädchen dem Gatten die Schlüsselblümchen und die Feldastern, wie die Jahreszeit sie bringt. Aber im Winter? Da darf man doch, da muß man

nach Italien? Erst recht nicht. Denn da ist's kälter als bei uns. Aber Ihr glaubt es nicht. Gut. Probirt es. Durch Schaden wird man klug.

Müslin hielt diese Philippika gegen die Hochzeitreise in Italien einige Tage nach unserer Fahrt mit dem Pärchen, als uns dieselben armen Leutchen in Bologna wieder begegneten. Uebrigens muß konstatirt werden, daß Müslin durch seine Rede sich keineswegs etwa für Tantalusqualen schuldlos halten wollte, die ihm das Pärchen bereitet hätte. Sie blieben auf der Fahrt von Mailand bis Venedig einander ruhig gegenüber; sie las in Miß Sara Sampson von Lessing, er in Simrocks Bearbeitung des Nibelungenliedes. Dieses Gedicht mußte ihm ganz neu sein. Ergötzlich waren seine Ausrufe naiven Staunens bei gewissen Stellen. Besonders gefiel ihm, daß Brunhild den Stein so weit schleudern konnte. Als er aber später beim Durchblättern des Bandes auf die Schilderung des Nibelungenhortes stieß, da empörte sich sein kaufmännischer Sinn gegen die Uebertreibung. Die Zahl der Wagen, die es gebraucht, den Hort wegzuführen, erbitterte ihn völlig gegen das Buch. „Des ischt ja der reine Blödsinn", drang es grollend aus seinem Munde, und er klappte das Buch zu, lehnte sich ins Kissen und war bereits nach zwei Minuten in das Traumreich gelangt, in das ihm seine junge Frau trotz Miß Sara Sampson schon vor einer halben Stunde vorangegangen.

Diese Leutchen fuhren schlafend vorüber am Gardasee, sahen nichts von Verona, schliefen noch in Padua, fuhren schlafend über den Damm, der die Lagunenstadt mit dem Festland verbindet, wo man zu beiden Seiten das Meer hat und glaubten es schließlich dem Schaffner nicht, daß sie in Venedig seien, als zum Aussteigen gerufen wurde.

In der That ist die Ankunft in dem dunkeln, häßlich gebauten Bahnhofe etwas so Ordinäres, daß man ebenso gut glauben könnte, in irgend einer gleichgültigen Stadt des Schwabenlandes angelangt zu sein. Steht man jedoch auf der gegen die Stadt gekehrten Seite des Bahnhofes, so erfährt man sofort, wo man ist, durch die absolute Abwesenheit von Omnibussen, Fiakers und dergleichen. Dafür gewahrt man vor sich in einem Gewässer, das dort sich ausnimmt wie ein wasserreicher Stadtgraben, ein Gewühl von dunkeln Fahrzeugen. Nach zwei Minuten sitzt man in einer Gondel und nun merkt man, wo man ist.

VI.

Aber daß ich nun mit meinem Freunde gemeinsam in einer Gondel in die neue Wunderwelt eingefahren wäre, das zu glauben, wäre ein großer Irrthum. Allerdings hatte ich selbst nichts Anderes angenommen, als, wir würden zusammen in einer Gondel zu unserem Hotel fahren. Aber da kam ich übel an, als ich diesen Wunsch äußerte. „Wie?" sagte Müslin, „ich sollte mir alle Illusion der Gondel und überhaupt dieses europäische Bagdad — denn das ist Venedig — dadurch verderben, daß ich neben meinem Freunde und Landsmanne säße und wohnte? Ich sage Ihnen nicht einmal, wo ich logiren werde. Hier in Venedig sind mir meine eigenen Beine zu viel, wenn ich sitze, weil mich die modernen Beinkleider von englischem Stoff stören; ich wollte, ich wäre Elpenor, jener noch nicht in die Unterwelt eingegangene Schatten des Gefährten des Odysseus, um leiblos hier in den Gondeln mich zu bergen und am Canale grande von Palazzo zu Palazzo zu schweben." — „Was auch viel billiger wäre", bemerkte

ich etwas gekränkt. Müslin aber sah mich ernsthaft an, nickte mir einen Abschiedsgruß und verschwand in einer Gondel, die sofort abstieß. Mit meiner Mentorschaft war es also in dem Augenblick aus, wo sie vielleicht am nöthigsten wurde.

Ich fand nicht rasch genug eine Gondel, um dem Rektor in Sehweite folgen zu können, und so, verzichtend auf jede Verfolgung, gab ich einfach Befehl, daß der Barkenführer mich nach dem Palazzo Ferro, ehemals Barbieri, bringe.

Es war Samstag Abend, als ich so durch die Seitenkanäle der Lagunenstadt dem Canale grande und meinem Gasthof zugeschaukelt wurde, in der ernsten Gondel, die, nach jenem Epigramme Goethe's, gleichzeitig an Wiege und Sarg erinnert. In unsern Städten werden am letzten Abend der Woche die Straßen gefegt, auf daß der Sonntag Alles in sauberer Ordnung antreffe. Venedigs Straßen sind immer gefegt, diese bald engen, bald breiten Wasserwege, auf denen die Gondeln so ernst dahin gleiten, ohne irgend welches Geräusch zu machen. Nur bei Biegungen ruft der Gondoliere in tiefen Brusttönen ein mahnendes Wort, damit keine entgegenkommende Gondel mit seinem Fahrzeuge zusammenstoße. So hat man also in Venedig eine Stadt, der alle Art von Straßenlärm abgeht. Keine Pferde sind hier, außer den berühmten, ehemals mit Gold überzogenen Pferdestatuen auf der Markuskirche, die aus Byzanz

hierher geschleppt wurden. Kein Wagen rollt; wie Schatten gleiten die Gondeln an einander vorüber, und der erste Eindruck, den Venedig macht, ist daher ein überwältigend melancholischer. Nur giebt man sich diesem Eindrucke sehr gerne hin. Man träumt sich in die Vergangenheit zurück und mir selber war es im Augenblicke lieber, ganz allein in der Gondel zu sitzen, als etwa die heilige Stille durch ein modernes Gespräch unterbrochen zu sehen.

Der Palazzo Barbieri, wo ich wohnte, liegt in schönster Lage am dort sehr breiten Canale grande, gegenüber der Kirche Santa Maria della Salute. Ich hatte von dort nur wenige Gäßchen zu durchschneiden, um zum Markusplatze zu gelangen. Verläßt man nämlich die großen Hotels am Canale grande durch die Hinterpforte, so steht man nicht an der Lagune, sondern kommt in ein Wirrsal überaus enger Gäßchen, durch die man zu Fuß nach dem berühmten Markusplatze sich durcharbeitet. Diese Gäßchen, so eng, daß man mit ausgebreiteten Armen meist beide Häuserreihen zu erreichen vermag, sind natürlich mit Menschen vollgepfropft, da sie für Alle, welche in dem Häusermeere jenes Stadttheils wohnen, die einzigen Kommunikationswege sind. Wer in diesem Labyrinth gut zu Hause ist, weiß genau, welchen Schlupfpfaden er zu folgen hat, um die Brücken zu finden, welche da und dort über die Kanäle wegsetzen und die Stadttheile unter einander so

verbinden, daß man auch ohne Gondel ziemlich bedeutende Wanderungen ausführen kann. Aber dem Fremden gelingt dies schwerlich; immer wieder läuft er in eine Sackgasse oder sieht plötzlich vor sich die im Mondschein blinkende Welle eines Kanals, die ihn zum Umkehren zwingt.

Den Markusplatz indessen erreichte ich ohne Mühe, da ich einfach dem Menschenstrom zu folgen brauchte, der nach diesem Zentrum hindrängte. Denn die Stunde war da, die in allen italiänischen Städten so hochgeschätzte liebenswürdige Abendstunde, wo ein allgemeines Spazierengehen für alle Arbeit, für alle Entbehrungen des Tages entschädigt. Die leicht zufrieden zu stellende, genügsame Bevölkerung Italiens hält es für hinlängliches Glück, den Abend auf dem Korso zuzubringen; sie bedarf keiner Bier- und Wein-Orgien, wie sie bei uns üblich sind. Reichere setzen sich zwar vor ein Kaffeehaus und nehmen einen Sorbetto oder eine Tasse Kaffee; aber auch sie thun es hauptsächlich nur, um sich durch den kleinen Tribut, den sie darbringen, mitten in dem bunten Treiben des Korso einen bequemen Sitzplatz zu sichern.

Wie schön nun aber auch das Korsoleben in Mailand, in Rom und in anderen Städten des Königreiches sich gestalten möge, einen Platz wie den Markusplatz in Venedig hat bekanntlich keine dieser Städte aufzuweisen. Wie riesig die Dimensionen desselben sind, begreift man am besten,

wenn man vernimmt, daß sich auf diesem Platze 30,000 Spaziergänger hin und her bewegen können, ohne daß ein eigentliches Gedränge entsteht. Aber was sind selbst diese riesenhaften Dimensionen des mittelalterlichen Forums der Lagunenstadt im Vergleich zu der architektonischen Pracht und Schönheit der den Platz umgebenden Gebäude. Hier hat man noch das alte, ächte Venedig; durch diese den Platz von drei Seiten umfassenden hohen Arkaden wandelten die Foscari, die Falieri; und den östlichen Hintergrund des Platzes schließt eines der Wunder der Welt ab, die Basilika des h. Markus, vor deren goldschimmernder Façade drei aus Zedernholz gezimmerte mächtige Maste emporragen; einst trugen diese Pfeiler die Banner der unterworfenen Königreiche von Cypern, Candia und Morea; jetzt wehen hier an Festtagen die Fahnen des Königreichs Italien.

Alle diese Dinge liest man im trefflichen Gsell-Fels nach; aber die Wirkung von dem Allem, die unmittelbare Wirkung auf das Gemüth des Beschauers, muß man selbst erleben.

Hier fand ich in allem Menschengewühl den Rektor wieder. Er schien sich zu freuen, mich an der Seite zu haben. Offenbar hatte er bereits sehr starke Eindrücke empfangen, und in diesem Falle mußte er sich wie eine elektrische Batterie entladen. Er schob daher seinen Arm unter meinen und begann alsobald: „Finden Sie nicht auch, daß

man Venedig verläumdet? Was steht nicht Alles in den Büchern von dem Verfall dieser Stadt. „Venedig liegt nur noch im Land der Träume“, singt Platen; und Goethe sagt sogar, man kenne den Pfuhl und den Frosch, wenn man Venedig kenne. Aber ich bitte Sie! Sind diese Venetianer und diese Venetianerinnen, die so lebenslustig an uns vorüberziehen, bloße Traumphantasmen? Warum soll ich mir durch meine Gelehrsamkeit, durch mein Wissen von alter Dogenherrlichkeit den Genuß dessen verkümmern lassen, was hier lebendig vor meinen Augen blüht? Ich frage Sie sogar, ob Venedig für uns so schön wäre, wenn noch die alte Dogenherrlichkeit ihre Löwentatze über die Stadt hinstreckte? Unter allen Umständen dürften wir den Dogenpalast nicht so frei besichtigen, wie wir's morgen zu thun gedenken. Und was den Pfuhl und den Frosch betrifft — nun ja! Ich gebe zu, daß die engeren Kanäle, besonders im Hochsommer etwas brackig sein mögen. Aber der Canale grande und da vorn, wenn Sie links um die Markuskirche biegen, die Riva dei Schiavoni, wo die unzähligen Schiffe ankern. Ach! Sie sind dort noch gar nicht gewesen? Kommen Sie!“

Müslin schleppte mich vom Markusplatze hinüber auf den dicht an den Platz stoßenden Quai, hier Riva dei Schiavoni geheißen. Zauberischer Mondenglanz floß um den Dogenpalast, dessen

Nordseite nach dem Quai gerichtet ist. Hier lag nun Schiff an Schiff; vorherrschend waren die großen Fischerbarken des adriatischen Meeres, ausgezeichnet durch rothe, braune, blaue oder grüne Segel. Einige Segel trugen Heiligengestalten oder den Halbmond, oder eine blutrothe Hand in der Mitte ihrer breiten Fläche, und weckten die Vorstellung von Korsaren, tunesischer Sklaverei, Lepantoschlacht u. s. w. Aber auch große Segelschiffe und Dampfer aller Nationen lagen da vor Anker; ein riesiger Ostindienfahrer war soeben eingetroffen und seine Mannschaft eilte, ans Land zu kommen. Die Hindu und Parsen in ihrer Nationaltracht erregten doch selbst in Venedig, wo man durch die fortwährende Berührung mit der Levante an alle orientalischen Trachten gewöhnt ist, allgemeines Staunen; der Rektor sah diesen gazellenäugigen Söhnen des fernen Indiens mit besonderer Ehrfurcht nach. „Ja!“ rief er endlich. „So habe ich sie mir gedacht, diese Hüter der ältesten Kultur der Menschheit. Welche Würde in Blick und Gebärde! Gehen sie nicht wie Abgesandte einer bessern Welt durch dieses um sie herum neugierig wimmelnde Volk?“ — Hier unterbrach ich den Rektor, und auf einen Schwarzen weisend, der durch die Menge eilte, sagte ich scherzhaft: „Sehen Sie! Da kommt auch der Mohr von Venedig; ein wahrer Othello.“ — Der Rektor blickte mich seltsam erregt an, schloß mir mit der Hand den

Mund und sagte: „St! St! Nennen Sie mir hier in Italien den großen Genius nicht, an den man freilich durch zufällige Außendinge zwischen Mailand und Venedig häufig genug erinnert wird. „Die beiden Edelleute von Verona"! „Romeo und Julia" in Verona und Mantua! „Der Widerspänstigen Zähmung" in Padua! „Was Ihr wollt" — da drüben in Illyrien! Dann der „Kaufmann von Venedig" und eben „Othello"! Aber nennen Sie ihn nicht. Er ist so sehr eine Welt für sich, daß er durch Zitation seines Namens die Welt, in der wir in diesem Augenblick uns befinden, aufhebt. Nennen wir ihn, so brauchen wir Italien nicht mehr. Ja! Ich schäme mich dann, auf einer Reise in Italien so viele Zeit zuzubringen und so viel Geld auszugeben, während ich Alles, was ich hier gewinnen könnte, bei ihm näher hätte haben können. Höre ich seinen Geistesschritt, so scheint mir diese ganze bunte Bilderwelt, um deren Reiz wir uns hier bemühen, zu zittern wie Papier-Coulissen eines Theaters, wenn der Held auftritt. Uebrigens schließen sich Er und der Süden in gewissem Sinne aus. Brandes sagt das recht hübsch: „Poesie von der tiefen psychologischen Art ist, wie künstliche Wärme, ein Lebensbedürfniß, wo die Natur unfreundlich und rauh ist. Hier im Süden hat die Poesie von Homer bis Ariost sich damit begnügen können, ein klarer, schlichter, nichts verdoppelnder Spiegel der klaren Natur zu sein."

Wir lenkten wieder zum Markusplatze zurück; da es später geworden, hatte das Gewühl abgenommen; bald wurde es ganz still und einsam. Von wunderbarer Wirkung war das Leuchten und Schimmern und Funkeln der Markuskirche. Dieser prachtvolle Dom trägt auch an der Außenfläche auf Goldgrund gemalten Bilderschmuck. So glänzt und flimmert denn diese unvergleichliche Basilika selbst in Nächten, wo nur Sterne am Himmel stehn, geschweige in einer schönen Mondnacht. Man gewinnt den Eindruck unaufhörlicher Pracht, die da niederströmt aus guten alten Zeiten großer Herrlichkeit der Stadt Venedig und das Wort „des Vaters Segen baut den Kindern Häuser" erlangt da eine ganz besondere Anwendung.

Wir trennten uns schweigend an der „goldenen Gotteshütte", wie Müslin die Markuskirche nannte.

VII.

Ich hatte in meinem Palazzo ein so hochgelegenes Zimmer bekommen, daß ich in der Nacht durch den heftigen Südostwind, der mit voller Wucht an die hohen Giebel der Stadt stürmte, oft gestört wurde. Aber dieses Blasen und Pfeifen des Windes paßte zu der Vorstellung, in einer Stadt zu schlafen, die gewissermaßen eine große schwimmende Insel ist, und so ließ ich mir gefallen, was ich so wie so nicht hätte ändern können.

Es war Sonntag. Gegen Morgen hatte der Wind sich gelegt. Mein erster Gang galt dem Markusplatz, dem ich mich mit der Besorgniß näherte, ihn am Tage entzaubert zu finden. Aber dem ist nicht also. In neuem Reize lag er da. Jetzt erst kam im Sonnenlichte die Markuskirche mit ihren Malereien zur rechten Geltung; und wie stolz wehten die italienischen Flaggen von den Zederpfeilern! Und über die Riesenfläche des Platzes hin flogen die berühmten Tauben von San Marko! Ein auf Kosten der Stadt unter-

haltenes Volk, so zahlreich, daß man glauben könnte, die Tauben von ganz Europa vereinigt zu sehen, etwa zur Auswanderung in einen fernen Welttheil. Von oben blickt auf all' die Schönheit der Paläste und Kirchen, auf all das festliche Treiben der sonntagfrohen Venetianer der helle blaue Septemberhimmel des Südens in unbeschreiblichem Glanze.

In San Marko war Gottesdienst; ich trat in die Kirche ein. Man hat das Innere dieses von Gold starrenden Tempels häufig in Gemälden gesehen. Wie wohl jede Gallerie eine Ansicht des Canale grande besitzt, so findet man immer wieder das Innere von San Marko, meistens vom linken Haupteingang her aufgenommen. Eigentlich ist dieser Tempel die rechte Kirche für eine Seestadt, nämlich eine große Wundergrotte, von der Mosaik des Fußbodens angefangen bis zu den in Goldgrund gemalten Deckengemälden. Interessant ist die einzige Inschrift, welche diese Kirche aufweist; dieselbe befindet sich über dem Hauptportale und man möchte wohl eine Aufforderung zur Andacht erwarten. Nichts davon! Die Inschrift lautet:

„Ubi diligentius inspexeris artemque ac laborem Francisci et Valerii Zucati Venetorum fratrum agnoveris, tum tandem judicato."

Also eine Aufforderung, dann erst zu beurtheilen, wenn man Alles fleißig angesehen, die Kunst und den Fleiß des künstlerischen Brüder-

paares recht ins Auge gefaßt habe. Eine solche Aufforderung zu ästhetischem Genusse, nicht zur religiösen Andacht, als einzige Inschrift der Hauptkirche Venedigs, giebt uns einigermaßen eine Vorstellung von dem freien, wie künstlerischen Geiste der guten Zeiten Italiens.

Viele der schönsten Bilder dieses goldenen Tempels sind von den alten Dogen gestiftet worden, so daß man ein Stück venetianischer Geschichte von allen Wänden herabschimmern sieht. Eigenthümlich wohlthuend ist es, auf Goldgrund einmal wirklich schöne Gestalten der Renaissance zu sehen, da man sonst auf Goldgrund meistens nur jene magern byzantinischen Heiligen zu sehen bekommt, die, wie sehr sie auch den Kunsthistoriker interessiren, doch kein unmittelbares Wohlgefallen hervorzurufen im Stande sind. Das schönste dieser Gemälde ist wohl eine Hochzeit von Kana, auf der linken, das Chor vom Hauptschiffe trennenden Wand. Aber im Grunde geht die Hauptwirkung, die man in diesem unvergleichlichen Gotteshause empfängt, nicht von irgend einem einzelnen malerischen, architektonischen oder plastischen Kunstwerke aus, sondern das zur vollsten Harmonie zusammenfließende Schimmern der Goldflächen, das sanfte, dem Auge wohlthuende Braun des dunkeln, matt polirten Marmors, das lebhafte und doch nicht unruhige Spiel der Mosaik des Fußbodens, und zu Alledem die immer wechselnden Verhältnisse

von Licht und Schatten, in die bald dieser, bald jener Theil des großen Domes gesetzt wird, indem das Licht hauptsächlich durch die in die Kuppeln gebrochenen Arkaden hereinfällt, — das Alles bringt die phantastische Wirkung zu Stande, die auf meine Natur so nachdrücklich war, daß ich nachher in keiner Kirche Italiens mehr einen annähernd ebenso starken Eindruck empfing. Selbst im Petersdom — es mag viel Barbarei in meinem Bekenntnisse liegen — mußte ich an die unvergleichliche Basilica di San Marco zurückdenken, als an das Ideal eines Tempels.

Ich ging von hier nach dem neben dem Dom liegenden Dogenpalast und traf hier mit dem Rektor zusammen. Da Sonntag war, stund der Dogenpalast unentgeltlich allen Besuchern offen. In dieser Beziehung herrscht überhaupt in Italien große Liberalität. Aber das italiänische Volk zeigt sich derselben auch würdig. Mit ahnungsvollem Verständnisse für den hohen Werth der zur Schau gestellten Kunstwerke durchwandern Fischerfamilien aus Chioggia, gemeine Soldaten der Garnison, Mädchen aus dem niedern Volk der Großstadt, Mönche aus abgelegenen armen Bergklöstern, Wasserträger, Barkenführer u. s. w. die von Gold starrenden Säle der alten Dogenherrlichkeit und Keiner von allen diesen Leuten läßt sich eine Ungebührlichkeit zu Schulden kommen. In Deutschland oder in der Schweiz würde der Gebildete

nicht gerne an einem Tage, wo die Sammlungen gratis allem Volke offen stehen, dieselben besuchen; in Italien bringt dieß nichts Unangenehmes mit sich; ohnehin sind alle Räume in den Palästen meistens von so riesigen Dimensionen, daß auch eine sehr ansehnliche Menge leicht und bequem in denselben zirkulirt.

Seiner Natur nach sah der Rektor die Herrlichkeiten des Dogenpalastes weniger mit dem Auge des Kunsthistorikers oder des Geschichtsfreundes als dem des fühlenden Menschenfreundes und des Dichters an. „Wenn ich des Nachts durch diese Säle ginge“, sagte er, „durch diesen Saal des Senats, durch das Scharlachzimmer, wo früher der Doge schlief, — ein schlafender Löwe! —, durch den Ratssaal der fürchterlichen Zehn oder den der Bussola, an dessen Außenwand ehemals der Löwenrachen sich befand, in den die Denunziationen eingeworfen wurden, — ich würde glauben, daß von allen Wänden noch Seufzer herabtönen. Hier braucht's keine besondere Seufzerbrücke; überall seufzt es. Und bemerken Sie wohl. Aus keinem dieser goldenen Säle ist der Weg zu den Bleikammern oder zu den Pozzi besonders weit; zwei, drei Thüren trennen uns von den Staatsgefängnissen.“ Ich hatte die Pozzi noch nicht gesehen. Der Rektor begleitete mich zu diesen abscheulichen unterirdischen oder richtiger gesagt unterlagunischen Kerkern, über denen wohl die Worte

Dante's stehen dürften: Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate. Man zeigte uns in einer Mauer ein Loch, in das man den Leichnam des im Kerker Erdrosselten hinausschob; draußen nahm eine Gondel den für die Menschheit Verschollenen in Empfang und führte die traurige Last irgend wohin, ins adriatische Meer hinaus. Ich machte die Bemerkung, daß es starke Herzen gewesen sein müssen, die in diesem schrecklichen Kerker nicht brachen. Müslin antwortete: „Gewiß! Aber vergessen Sie doch nicht Eines. Ungefähr war es im Mittelalter, ja selbst noch bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts überall so wie hier. Und am Ende war es noch ein edleres Loos, vom Markuslöwen ertatzt zu werden, als in einer gleichgültigen mindern Stadt Deutschlands oder der Schweiz ebenso grausam, nur weniger romantisch umgebracht zu werden vom tückischen Katzengeschlecht der Philister. Hier ging doch Alles grandios zu."

Nachdem wir alle die Denkwürdigkeiten und Herrlichkeiten des Palazzo Ducale besichtigt, gingen wir auf unsern lieben Markusplatz, wo mittlerweile eine Regimentsmusik sich aufgestellt hatte und bald Tausende von Spaziergängern um sich versammelte. Auffallend war uns die Schönheit der Venetianerinnen. Man sieht ja im Allgemeinen in Italien nicht so viele große weibliche Schönheiten, als man erwarten sollte, wenn man an die

weiblichen Portraitfiguren Tizian's, Correggio's und Rafael's denkt. Die Jugendblüthe der Mädchen geht in Italien rascher vorüber, auch werden die jungen Mädchen der höhern Stände mehr im Verborgenen gehalten, als das bei uns Sitte ist. Die verheiratheten Frauen neigen aber, wenn sie das 20. Jahr überschritten haben, in Italien häufig zu starker Korpulenz; oft auch sind ihre Züge, obschon edel, zu hart, zu männlich. Venedig aber macht eine Ausnahme. Zwei Typen namentlich fallen auf: die Blonden, die wir aus Bildern der venetianischen Meister kennen, und die Schwarzgelockten, die meistens ein ächt griechisches Profil aufweisen und den feinern Blondinen durch das plötzliche Feuer des Auges den Rang ablaufen. Auffallend sind die überaus unschuldigen Gesichter, die diese zierlichen Geschöpfe uns zuwenden. Mit großen, scheuen Rehaugen blicken sie sanft den Vorübergehenden an; zum kindlich frommen Blick passen auch die großen, vergoldeten Kreuze, die sie an schwarzem Sammetband ums weiße Hälschen tragen. Aber man traue dieser Unschuld nicht zu sehr. Wir sind hier im Osten des Königreiches, in der Stadt, die immer nach Griechenland und der Türkei hinüber den regsten Verkehr hatte. Und nicht der Süden an und für sich, der Osten ist das Land der „Liebe".

Nachmittags besuchte ich allein das armenische Kloster, welches auf der kleinen Insel

San Lazaro liegt. Ich betrat dort türkisches Gebiet. An Festtagen, wenn beflaggt wird, weht daselbst die ottomanische Flagge. Im Ganzen schien mir dieses Kloster, wo bekanntlich Lord Byron einige Zeit lang armenische Studien betrieb, nicht überaus interessant, da das wirklich Interessante dem Fremden nicht gezeigt wird. Dahin rechne ich besonders einen Saal mit sehr unklösterlichen, aber, wie mir schien, von Meistern ausgeführten Gemälden, in den ich zufällig raschen Einblick gewann; ich wurde bald durch eiliges Zuschlagen der Thür belehrt, daß ich zu vorwitzig gewesen. Seltsamer Weise ging ich hierauf in der Bibliothek auf einen Schrank von Manuskripten zu, den der mich begleitende Mönch ebenfalls rasch vor mir abschloß, indem er dabei ehrlicher Weise mir wenigstens zugestand, es seien Manuskripte erotischen Inhaltes. Endlich hätte ich gern mit den Novizenknaben, die an einem Gitter stunden und mich neugierig anstarrten, eine Unterhaltung gepflogen; auch das wurde mir verwehrt. Hingegen sollte ich eine armenische Bibel kaufen, Lord Byrons Lieblingsplatz im Garten besuchen und einige Autographen berühmter Männer im Fremdenbuche des Klosters nachsehen. Ich dankte dafür und fuhr mit meiner Gondel nach dem Lido, d. h. nach dem Strande, wo man das offene adriatische Meer vor sich hat.

Es ist beinahe eine Pflicht, wenn man in

Venedig ist, sich das offene Meer anzusehen, damit man sich überzeuge, daß diese unzähligen kleinen Lagunenkanäle, welche durch die ganze Stadt sich hinziehen, in Kommunikation mit der See stehen, was man ihnen nicht ansehen würde. Zwar fangen die kleinen venetianischen Jungen, welche den ganzen Tag dem Fischfang auf den zahllosen Brücken der einsameren Quartiere obliegen, kleine Meerfische und Muschelthiere in Hülle und Fülle in diesen Kanälen; auch nehmen die Kanäle durch Steigen und Fallen an Fluth und Ebbe des Meeres Theil; aber man muß entweder vom Markusthurme aus oder durch die Fahrt nach dem Lido den Zusammenhang dieser grünlichen engen Wasserstraßen mit dem Meere gesehen haben, um daran auch praktisch zu glauben.

Der Anblick des adriatischen Meeres ist nicht so schön, so großartig wie der der Nordsee oder des offenen atlantischen Ozeans, hingegen immerhin großartiger als der irgend eines andern Theils des mittelländischen Meeres, indem — seltsamer Weise — das adriatische Meer, wie oben angedeutet, Ebbe und Fluth hat, eine Erscheinung, die bekanntlich dem übrigen Mittelmeer nicht zukommt. Eine große Menge von Schiffen belebte die ungeheure Fläche. Eigenthümlich ist dabei der Anblick von fernen Segelschiffen, welche stundenlang auf derselben Stelle zu beharren scheinen, wie schnell sie auch vorrücken mögen. Da sie ihren Kurs

genau innehalten und die Entfernung schon eine sehr beträchtliche ist, wird ihr Vorrücken nur dann wahrgenommen, wenn allmälig der Rumpf des Schiffes versinkt, weil das Fahrzeug an der Grenze des Sehkreises angelangt ist. Wie mir diese Wahrnehmung dazu dienen sollte, die Pflicht meiner Mentorschaft am Rektor in einer bedrohlichen Krisis zu erfüllen, wird man bald erfahren.

Die Rückfahrt von Lido gewährte mir eines jener Abendgemälde, wie sie nur in diesem Wunderlande vorkommen. Zu meiner Linken ging die Sonne in einem Gluthmeer unter; die Lagunen und die Stadt Venedig lagen in einem magischen Medium, das sich schwer beschreiben läßt; man sah rothes Gewölk und wußte nicht, ob es dem Himmel oder der Erde angehöre; Flächen leuchteten wie Gold und man war zweifelhaft, ob man das Leuchten der Kuppeln der Markuskirche oder einen Blitz des Canale grande oder den schimmernden Spiegel einer entfernten Stelle des Meeres vor sich habe. Zu meiner Rechten stand der Mond und die Berge von Udine bildeten in weiter Ferne das ernste Amphitheater zu diesem Wettkampf der scheidenden Sonne mit dem an Kraft gewinnenden Silberlichte des Mondes, das zuletzt, als ich an der riva dei Schiavoni anlegte, mit bläulichem Glanze den stolzen Dogenpalast und die Markuskirche überströmte. Auf der Riva stand ein Schifferchor und sang ein mehrstimmiges, ernstes, schönes

Lied. Schon weit draußen im Meere hatte ich diese Löwenstimmen gehört. Trotz aller Kraft klangen sie in der Nähe nicht rauh. Es war ein Schifferlied und prächtig machte sich in jeder Strophe an einer Stelle der die stolzen Wellen des Meeres imitirende, vom Baß unisono angestimmte Refrain: Voga, voga, voga, voga. Müslin stand auch bei der Gruppe. „Sehen Sie", sagte er, „das ist Volksgesang. Keine Gesangbücher. Nicht wie bei uns, wo man beim frohen Ausflug das Liederbuch vom Papa Heim mitschleppen muß. Und bemerken Sie, wie glockenrein sie singen? Wie melodiös ist ferner das Lied und rythmisch wie interessant!"

Ich wollte mit dem Rector für den folgenden Tag den Besuch einiger Merkwürdigkeiten abreden, so der Akademie der schönen Künste und des Arsenals. Er wich mir aus. In der Akademie sei er diesen Nachmittag gewesen; ich solle nur hingehen, es sei allerdings im höchsten Grade der Mühe werth. Ins Arsenal aber werde ihn Niemand bringen; er sehe nicht ein, weßhalb er plötzlich in Venedig an Zeughäusern Geschmack finden und in der Fremde Sammlungen besuchen sollte, denen er in der Heimat niemals nachgefragt.

In letzterer Beziehung mußte ich ihm Recht geben, als ich am folgenden Tage das Arsenal besuchte. Ein Fachmann mag es sich immerhin ansehen, ein Kuriositätenjäger ebenfalls; unzählige Modelle von Schiffen aller Art sind gewiß sehr

instructiv für Den, dem so etwas überhaupt etwas zu sagen vermag. Aber in Venedig sind so ganz andere Dinge allgemeinen Interesses zu sehen, daß mich die Zeit reute, die ich an das Arsenal verschwendet hatte. Ich eilte in die Academia delle belle arti. Florenz ausgenommen habe ich in Italien keine schönere Gallerie gesehen. Selbstverständlich ist die Venetianische Schule am stattlichsten vertreten, also die Schule, die unserm modernen Bewußtsein sowohl durch die Wahl ihrer Stoffe wie durch die gesunde sinnliche und weltliche Behandlung auch sogar der transscendentalen Stoffe näher steht als irgend eine italiänische Malerschule. Einen größern Reichthum schöner Frauenkörper wird man nirgends beisammen finden. Bilder wie Jacopo Tintoretto's „Sünde der ersten Eltern", Padovanino's „Orpheus und Eurydice", „der Raub der Proserpina" von eben demselben gehören in dieser Richtung zum Vollendetsten. Bekannt ist auch die mit Portraitkraft wirkende Lebenswahrheit des Gesichtsausdruckes bei der Venetianischen Schule. Ein wunderbares Werk dieser Art ist Tintoretto's „Ehebrecherin vor Christo". Das Gesicht des schuldigen Weibes sagt Alles, was ein guter Dichter etwa in einer Novelle würde durchgeführt haben, um uns den psychologischen Schlüssel zur bösen That dieses schönen Geschöpfes zu geben. Sie ist der personifizirte Leichtsinn; wie blendende Schönheit und

eine so gedankenlose, die Folgen menschlicher Handlungen niemals abwägende Leichtfertigkeit auf einem und demselben Antlitz sich möchten vereinigen lassen, wird man kaum begreifen, wenn man dieses Bild nicht gesehen hat. Auch die gegenwärtige bedenkliche Lage und die unerwartete Befreiung durch Jesus wird dem unverbesserlichen Leichtsinn dieses Wesens, das immer nur den gegenwärtigen Genuß bedenkt, nicht abhelfen. Alles an ihr athmet Liebe, Lebenslust, Hingabe an die Freude; man könnte einer Drossel eben so gut Moral predigen wie diesem Weibe, das durch seine bloße Erscheinung alle Gesetzbücher über den Haufen zu werfen scheint; sie spricht sich eigentlich selbst frei, indem man bei Betrachtung dieses Angesichtes fühlt, ihr von Schuld zu sprechen wäre so viel, als ob man das Meer peitschen wollte. Christus nimmt denn auch keine pathetische Miene an. Er wendet sich zu den alten grauen Sündern, den Pharisäern, die ihm dieses sündige Gänseblümchen vor Augen gebracht haben, mit der Miene eines geistreichen Weltmannes und es ist, als ob er spräche: „Ich bitte euch, ihr Männer! Was macht Ihr ein Aufheben von der Sünde dieses Weibes? Seht Ihr nicht, daß diese schöne gedankenlose Gans dergleichen so unschuldig thut, wie sie noch vor ein paar Jahren als kleines Mädchen unschuldig gedankenlos einen Johannisbeerkuchen naschte? Aber Ihr, verlogene Moral-

graubärte Ihr, denkt an den Unrath in Eurer eigenen Brust. Wenn Männer mit so gedankenschweren Stirnen, wie Ihr sie zur Schau tragt, sündigen, dann kann man allerdings von Sünde reden. Wie stehts denn mit Euch?" Die Graubärte sehen elend verlegen drein, besonders der, an den Jesus diese Worte richtet. Die Heuchelei, die ihre Autorität bedroht sieht und sich in der Klemme fühlt, ist trefflich ausgedrückt durch das harte Gesicht dieses Pharisäers, der die wulstige, sinnliche Lippe unbewußt einkneift, drauf beißend und die Faust in seiner Verlegenheit ungeschickt vor den Mund legt, als könnte er gewisse sündhafte Geheimnisse seines Busens nicht fest genug verriegeln.

Die Perle der Sammlung ist wohl Tizian's „Vorstellung der Jungfrau im Tempel". Das figurenreiche Gemälde nimmt eine ganze Wand ein. Der Gedanke, wenn man ihn ins Katholische richtig überträgt, heißt einfach die Firmelung der Jungfrau Maria, da sie noch ein etwa siebenjähriges Mädchen war. Das liebe kleine herzige Mädchen mit dem blonden Lockenköpfchen geht unter dem sichtbaren Entzücken seiner ganzen Verwandtschaft und einer theilnehmenden Bevölkerung ganz allein die Stufen zum Tempel empor, bleibt auf halbem Wege stehen und sieht mit kindlichem Erstaunen auf die Priester, welche segnend aus der Pforte des Tempels heraustreten und das

Kind an heiliger Stätte willkommen heißen. Was in einer Dichterseele und (mehr als das!) was in der Seele einer ihr einziges Kind liebenden Mutter von reizenden Vorstellungen lebt, die dem Liebling als Attribute der Unschuld, der jugendlichen Heiterkeit, des liebenswürdigsten Vertrauens beigelegt werden können, das hat Tizian in diese Kindesgestalt hineingezaubert. Eine Mutter, die ihr Kind verloren hätte, müßte vor diesem rührenden Bilde in Thränen hinschmelzen, und alle fühlenden Erwachsenen, die vor dieses Gemälde treten, werden sich der schönsten Augenblicke ihrer eignen Kinderzeit erinnern und dem Meister danken, der in diesem Werke den Triumph der Kindesunschuld so unvergleichlich schön dargestellt hat.

Neben den in weihevolle Stimmung versetzenden giebt es auch Bilder, welche komisch wirken. So der Traum der heiligen Ursula in ihrem zweischläfigen Bette und das Martyrium der zehntausend auf dem Ararat in Armenien Gekreuzigten, beide Gemälde von Carpaccio Vittore, ferner ein prächtiges Bild von Gentile Bellini, welches eine köstliche Geschichte darstellt, die um 1500 in Venedig selbst sich ereignet. In Prozession wurde ein Stück des wahren Kreuzes nach der Kirche San Lorenzo getragen; durch das Gedränge des Volkes jedoch fiel das heilige Holz in den Canale grande. Nun stürzten sich eine Menge Leute ins Wasser und tauchten nach dem Holze, welches,

weil von einer Metallkapsel eingeschlossen, sofort untergesunken war. Der Guardian eines Klosters der Brüderschaft, Andrea Vendramino, war endlich so glücklich, die Reliquie zu finden und zu retten. Den Hauptspaß auf dem Bilde gewähren die Pfaffen, die in ihren weißen Gewändern auf dem Wasser dahintreiben wie Enten. Freilich, wer damals, als der Unfall sich zutrug, auf der Rialtobrücke über die ehrwürdigen Schwimmer gelacht hätte, dem wäre es gewiß übel bekommen. Aber der Maler hat seine Darstellung gewiß nicht ohne schalkhafte Absicht so gehalten, daß man lachen muß. Auch in dieser Gallerie sind wie überall in Italien viele oft sehr schöne Gemälde im Verzeichnisse mit „Ignoto“ — „Unbekannt“ eingetragen. Mit Rücksicht hierauf und auf die oft außerordentliche Schönheit solcher Werke sagte mir Müslin gelegentlich einmal im Spaße nicht mit Unrecht, von allen italiänischen Malern habe ihm Keiner so gut gefallen wie der „Ignoto“. Komisch aber war, daß in der Akademie zu Venedig eine Engländerin die katalogischen Bezeichnungen: Detto (Ebenderselbe) und Simile (Ebenso) in allem Ernste als Namen von Meistern auffaßte und besonders für den Simile nicht genug Enthusiasmus an den Tag zu legen wußte.

Ich stärkte mich von dem immer höchst ermüdenden Genusse der Bildergallerie durch eine Gondelfahrt, bei der ich dem Gondolier überließ,

wohin er mich führen wolle. Er ließ mich zuerst den ganzen Canale grande sehen, den Markt mit Feldfrüchten am Rialto. Daß die alten Paläste so gar nicht durch Reparatur vor dem Verfall bewahrt werden, macht allerdings einen bemühenden Eindruck, da dieses allmälige Verlottern im stärksten Widerspruch steht zu der ursprünglichen Anlage der würdevoll und prächtig gedachten Stadt. Hierauf brachte mich mein Barkenführer zur Giudecca, einer nur durch den Canale grande von der übrigen Stadt getrennten Insel, wo viele fremde große Lastschiffe ankerten. Wer schildert mein Erstaunen, als ich, an einem dieser Kolosse vorüberschwebend, auf einmal in einem Menschen, der, einer Gondel entstiegen, mittelst einer Strickleiter an einem dieser Schiffe emporkletterte, den Rektor erkannte? Der nächste Blick auf das Schiff ließ mich alles begreifen. Das Schiff trug in griechischen Buchstaben den Namen „Anastasia“ und unter diesem allerdings mehr nach byzantinischem Christenthum als nach hellenischem Geiste schmeckenden Worte stand zu lesen Ithaké. Also ein Schiff aus Ithaka! Die Emotion meines Freundes konnte ich bemessen an dem Gefühle, das mir dieser Anblick erregte. Was könnte die Heimat des meererprobten Odysseus, um auf einmal ihre Eigenart zu repräsentiren, Charakteristisches uns senden als — ein Meerschiff; eines von jenen, mit denen man zum Cyclopen fährt und zur

Nymphe Calypso und nach Scheria, „da du ja wohl nicht zu Fuß auf unsere Insel gelangt bist“, wie das stehende immer gemüthliche Begrüßungswitzwort in der Odyssee lautet.

Ich ließ auch meine Gondel anlegen und kletterte an Bord des Ithakerschiffes. Ein Knabe, mit rother Griechenmütze auf dem dunkellockigen Haar wies mich nach der Kajüte. Dort, — in einem überaus einfachen Raum, denn wir befanden uns auf einem gewöhnlichen Lastschiffe, — hatte Müslin bereits Platz genommen; er war offenbar nicht zum ersten Male hier. Ihm gegenüber saß der Padrone des Schiffes, der, wie sich später heraus stellte, neben diversen christlichen Namen auch den des göttlichen Sauhirten Eumäos führte. Er empfing mich mit einfacher Herzlichkeit, nicht im Mindesten erstaunt über meinen Besuch, da er vermuthete, ich sei ein Begleiter des Rektors. Dieser dagegen machte ein etwas verblüfftes und ziemlich finsteres Gesicht über mein unvermuthetes Erscheinen. Auf dem Tischchen stand eine Flasche. Der Schiffspatron schenkte uns in kleine Gläschen ein: „Vero Mastix di Grecia“, wie er sagte. Es war ein krystallhelles, liebliches, alkoholhaltiges Getränk, das mich am meisten an den Alpenrosenliqueur erinnerte, welcher vor einigen Jahren im Dorfe Merligen am Thuner See zum ersten Male destillirt wurde und sich seither im Handel behauptet hat. Nun wandte sich der Schiffsherr an mich

mit der Frage, ob ich meinen Freund nach Griechenland zu begleiten gedächte? Bei dieser Frage wurde Müslin noch verlegener und vertiefte sich mit wahrem Forschersinn in das edle Mastixnaß seines Gläschens. Ich erwiederte mit der Gegenfrage, wann das Schiff die Anker lichten würde und vernahm mit einiger Erleichterung, dieß werde erst in drei bis vier Tagen geschehen. Auf weiteres Befragen erfuhr ich, daß die ithakesische Anastasia zwischen der Donaumündung und Venedig regelmäßige Fahrten mache, auf denen sie Konstantinopel zu berühren pflege, auch manchmal die Donau ziemlich weit hinaufgehe; eine solche Fahrt dauere gewöhnlich, je nach dem Wetter, fünf bis sechs Wochen, auch wohl darüber, besonders jetzt im Herbste, wo mit dem adriatischen Meere nicht zu spaßen sei. Je deutlicher ich diese Erklärungen aus dem Schiffer Eumäos herausbrachte, desto länger wurde das Gesicht Müslins. Offenbar hatte der sanguinische Rektor an die Langsamkeit der Fahrt eines solchen Lastschiffes gar nicht gedacht, als er den Beschluß gefaßt, mit der Anastasia nach Ithaka zu fahren. Denn daß ein eigentlicher Beschluß gefaßt worden, unterlag keinem Zweifel mehr. Der Schiffer erwähnte unter Anderm, Müslin könne im Hause der Damen Triantaphyllides wohnen, wo auch der berühmte Schliemann logirt habe. Glücklicher Weise kam noch keine definitive Abmachung zur Sprache;

vielmehr verabschiedeten wir uns nach einer Viertelstunde von dem gastfreien Ithakesier mit vielen gegenseitigen Höflichkeits- und Freundschaftsbezeugungen und konnten nur dem Schiffsjungen etwas Geld aufzwängen, um doch einigermaßen mit einer Gegenleistung zu erwiedern, was der Schiffsherr an Zeit, Höflichkeit und Mastix aufgewendet hatte. Wir kletterten, nicht ohne Mühe, die Strickleiter hinab, entließen die eine Gondel und ich befahl meinem Gondolier, uns unverzüglich nach dem Lido zu bringen. Müslin saß als verstockter Sünder neben seinem Mentor, sichtlich verstimmt und mit sich nicht im Reinen, aber obstinat. Ich verschwendete keine Worte an ihn, bis wir auf dem Lido angekommen waren. Richtig! da standen noch jene weißen Segel unbeweglich am Horizont. Ich rief einen Schiffer herbei und fragte ihn in Anwesenheit Müslins, wann diese Segel von hier fortgefahren seien. „Vorgestern Nachts" war die lakonische Antwort. Das half, das brach den Muth des Rektors. Als ich ihm dann vollends bei einem gemüthlichen Pranzo und einer Flasche Wein die Geschichte des Arion in's Gedächtniß rief und ihm auseinandersetzte, daß er diesen Schiffern sich vollständig ausliefere, daß sie auf dem weiten Meere, fern von jeglicher Kontrole, mit ihm machen könnten, was ihnen in den Sinn komme, daß somit nicht nur die italiänische Reise durch die Abschweifung nach Ithaka ins Wasser

fallen könne, sondern daß ihm selbst in unfigürlichem Sinne dieses Schicksal drohe, da gedachte der Rektor wie Odysseus zu Zeiten sentimentaler Anwandlung seiner lieben Gattin und der Heimat, und schwor mir zu, morgen dem Schiffer Eumäos absagen zu wollen; oder noch besser sei es, wenn ich es besorgen wolle. Ich that es noch am selbigen Abend. Da ich aber einen Rückfall befürchten mußte, setzte ich unsere gemeinschaftliche Weiterreise, ohne Widerrede des Rektors, auf den nächsten Vormittag fest. Unser nächstes Ziel war Bologna.

VIII.

Von Venedig nach Bologna zu reisen, ist für den Nordländer schon deßhalb so angenehm, weil man auf dieser Fahrt endlich die Richtung nach dem gelobten Süden energisch einschlägt, während man von Mailand nach Venedig sich immer an der Nordgrenze Italiens hinbewegt. Jetzt hatten wir das angenehme Bewußtsein, um ein tüchtiges Stück ins eigentliche Zentrum des Königreichs vorzurücken.

Die Gesellschaft, die man in der zweiten Wagenklasse antrifft, ist meistens eine sehr anständige; die langweilige Vornehmheit Albions und anderer Länder bedient sich der ersten Klasse; man reist hier mit Italiänern des bessern Mittelstandes. Müslin war in der rosigsten Laune und geneigt, Alles sehr interessant zu finden, so z. B. den Ausruf „per Diana“, den ein ältlicher Zeitungsleser so oft hören ließ, als ihn irgend eine Stelle des „Bersagliere“ in Emotion versetzte, was alle Augenblick der Fall war. Der Rektor war gläubig genug, dieses „per Diana“ als eine noch

aus der antiken Zeit traditionell vererbte Anrufung der großen Göttin aufzufassen, während ich einen bloßen Euphemismus darin witterte, so daß Diana das derbere Diavolo vertreten müßte, wie wir Jemand statt zum Teufel zum „Teukeler" wünschen. Als in der Nähe von Padua eine überaus dicke Italiänerin einstieg, die in ihrem Fette wie ein Nilpferd keuchte, stöhnte, schnaubte und pfauchte, war der wohlgelaunte Rektor, den dieser Fettkoloß beinahe erdrückte, dennoch bereit, auch diese Erscheinung von der interessanten Seite zu nehmen. Er schwur mir leise zu, diese Dame habe die Züge der alten Cäsaren, von denen ja Einzelne auch von außerordentlicher Wohlbeleibtheit waren; sie erinnere ihn zum Beispiel an den Fresser Vitellius. Daß sie Fliegen und Mücken mit ihren fleischigen Händen überall, wo sie dieselben erjagen konnte, todtpatschte, war dem Rektor ein Beweis, daß sie nicht nur die Physiognomie, sondern auch das Gemüth der alten vor lauter Fettleibigkeit verdrießlichen, misanthropischen Cäsaren habe. Ihre tyrannische Laune ließ sie übrigens auch an ihrem Gemahl aus, der sich vergebens hinter seinem Fächer zu verstecken suchte, wenn sie ihm Vorwürfe machte, daß er auf dieser Fahrt in der Mittagshitze bestanden habe, daß er gerade auf diesen überfüllten Waggon zugesteuert sei, daß er die hörnerne Dose mit den erfrischenden Münzentabletten auf dem Tische zu Hause habe liegen

lassen, während er doch niemals seine Zigarren vergesse u. s. f. Die alte Dame entwickelte bei diesen rasch sich folgenden Anklagen eine solche wunderbare Fülle von gurgelnden, pfeifenden, quickenden, schnaubenden und selbst knarrenden Tönen, daß ich mit Staunen ihren dicken Hals, an dem alle Adern schwollen, betrachtete und mich zu der Ansicht hinneigte, dieser Hals enthalte eine ganze Orgel mit vierzig Registern. Ihr Mann schwieg hinter seinem Fächer oder brachte nur kurze Entschuldigungsworte vor, tröstete sich aber im Geheimen mit getrockneten Datteln, die er zuweilen, wenn er sich unbemerkt glaubte, rasch in den Mund schob. Im Waggon zu rauchen hatte ihm wohl seine dicke Frau ein für alle Male untersagt. Um so mehr bewunderte er meine kurze rothe Pfeife, die ich in Venedig für einen Soldo gekauft hatte, erklärte sie ihrer auffallenden Farbe wegen sofort für una pipa democratica und schloß daraus, daß ich ein Republicano und Svizzero sein müsse.

Wir mußten Padua auf der Seite liegen lassen, da man eben auf einer italiänischen Reise, wenn man dieselbe nicht sehr ausdehnen darf, nicht Alles, was interessant wäre, sich ansehen kann. Der hübschen Berggegend bei Monte Grotto warf der Rektor allerdings besonders sehnsüchtige Blicke zu, weil in dieser Landschaft der berühmte Geschichtsschreiber Livius geboren wurde; aber der Zug brauste unerbittlich weiter durch fruchtbare

Gefilde, wo, so weit das Auge reicht, die schönsten Rebenguirlanden als dichtlaubigte, mit Trauben reich behangene Festons in den Aeckern und Wiesen von Baum zu Baum sich schwangen. Die ganze Po-Ebene ist ein tiefliegender, reichbepflanzter Fruchtgarten, der durch die Ueppigkeit seiner Vegetation und hauptsächlich durch die ungewöhnliche Art der Bepflanzung dem Auge des Nordländers zu staunender Betrachtung Stoff genug giebt. Das Interessanteste bleiben aber die soeben erwähnten Traubenguirlanden, diese eigentlichen Triumphpforten des Bacchus, die so durch die ungeheure Ebene in tausend und tausend Bögen von einem Fruchtbaum zum andern sich schlingen. Das Auge wird zuletzt, indem bei der raschen Eisenbahnfahrt die ganze Ebene sich zu drehen scheint, von diesen unzähligen Festons so verwirrt, daß es nicht mehr weiß, was es sieht. Die Ebene belebt sich mit göttlichen Nymphen, dem lustigen Gefolge der segenspendenden Pomona; die Festons sind ebenso viele zierliche Springseile, wie unsere kleinen Mädchen sie schwingen, und nun führen uns die schönen Nymphen ein wunderbares Ballet auf, das die herzerfreuenden Schätze des Herbstes zum Gegenstande hat.

Hält dann zuweilen der Zug mitten in den großen Oliven-, Feigen- und Traubengärten, so ziehen sich freilich die tanzenden Nymphen vor der Wirklichkeit zurück. Aber auch diese ist schön.

Da lehnen an den die Eisenbahn von der Straße absperrenden Schlagbäumen, die traubenbeladenen Körbe auf den Schlagbaum setzend, die hübschesten „arkadischen Hirtinnen“, wohlgewachsene, eher große als kleine Gestalten, Landmädchen mit edelm Gesichtsausdruck, in angenehmem Geplauder mit feurigen Bauernburschen, die jeden Augenblick ihre weißen gesunden Zähne zeigen, welche letztere zu dem braunen Gesichte und den rabenschwarzen Haaren einen so blendenden Gegensatz bilden. Die Tracht dieser Hirtinnen ist besonders insofern arkadisch, als das kurze meist hellblaue oder hellgraue Kleid nicht weit über die Kniee hinabreicht, wo, unverhüllt von Strumpf oder Schuh, wohlgeformte Gliedmaßen sich sehen lassen, die jenes gesunde röthlich brünette Kolorit haben, welches die menschliche Haut annimmt, wo sie gewohnheitsgemäß nackt bleibt. Dieses Kolorit haben die großen italiänischen Meister fast immer ihren nackten Göttinnen, Grazien und Nymphen gegeben, während neuere Maler häufig, wenn sie die Nacktheit darstellen, durch das weiße, an die Einwirkung von Luft und Sonne nicht gewohnte Fleisch, das sie uns malen, die Vorstellung von Personen erwecken, die sich ausnahmsweise ausgezogen haben, so daß man immer an die frierenden mit Gänsehaut überlaufenen Modelle denken muß; jene Nacktheit ist die edle, ächte, antike, sittliche, diese die moderne, lüsterne, geheuchelte, unsittliche.

Wir kamen nach Ferrara. Der Bahnhof liegt so, daß man bis tief in die Stadt hinein, bis zum Schlosse selbst sehen kann. Müslin erinnerte sich, wie hier Ariost meist übeln Humors gewesen, wie unglücklich Tasso hier gelebt habe und bezeugte keine Lust, einen Zug zu überspringen, um Ferrara genauer in Augenschein zu nehmen. In der That präsentirt sich die Stadt nicht besonders günstig; sie liegt tief, fast einen Meter tiefer als der Wasserspiegel des Po; die ganze Landschaft ist sumpfig und Häuser, Aecker, Kanäle, Menschen und Thiere, — die ungeheuren Stiere mit den mächtigen Hörnern, — Alles sieht ziemlich düster aus, so daß Müslin, zu Uebertreibungen heute noch mehr als sonst geneigt, in die Worte ausbrach: „Ferrara ist gar keine Stadt, sondern ein Unglück."

So fuhren wir weiter und näherten uns Bologna. Ernste, große, dicke Herren, gar nicht wie Italiäner aussehend, stiegen auf den letzten Stationen vor Bologna ein. Wir fanden nachher in der ganzen Stadt diesen Menschenschlag vorwaltend. Die für Italien sonst so charakteristische Adlernase machte wenigstens bei den Männern einer beinahe slavischen, dicken, immerhin nicht stumpfen oder gar aufgestülpten, aber sehr fleischigen geraden Nase Platz. Die meist sehr hochgewachsenen Gestalten hatten etwas Kraftvolles, aber auch — bei starker Entwicklung der

Schultern und des Nackens — etwas beinahe Büffelmäßiges, das in Italien besonders auffällt, wo sonst auch bei den Männern Grazie vorwaltet. Man fühlt sich unwillkürlich versucht, wenn man die schweizerischen Nationalitäten genauer kennt, die Bologneser als die Berner Italiens zu bezeichnen. Zufälliger Weise hat auch Bologna wie Bern das System der Arkadengänge durch die ganze Stadt. Ein Deutscher würde die Bologneser vielleicht die Pommern und die Mecklenburger Italiens nennen. Jedenfalls besitzen die Bewohner Bologna's die guten Eigenschaften von Gemüthlichkeit, die man den etwas bärenmäßigen Bernern wie den Pommern und Mecklenburgern nachrühmt, in hohem Maße und auf unserer ganzen Reise fühlten wir uns kaum in einer Stadt so zu Hause wie hier.

Da wir noch zu guter Tageszeit anlangten, ließen wir nur unsere Reisesäcke nach dem Gasthof „dei quattro Pellegrini" fahren und gingen zu Fuße nach der Stadt hinab, die uns mit ihren beiden schiefen Thürmen von weitem ein wenig frivol stimmt, weil man unwillkürlich glaubt, entweder die Thürme wackelten in Betrunkenheit oder man habe selbst einen Haarbeutel. Müslin war kindisch vergnügt. Er zeigte mir den nächsten besten Metzgerhund und verstieg sich zu dem wohlfeilen Witze, denselben als Bologneserhund zu bezeichnen. Sodann machte er mich darauf auf-

merksam, wie es durch die ganze Stadt nach Oel und Essig aus allen Kellern rieche. Es war die Zeit der Olivenernte und der Weinlese. Da Bologna mitten in der fruchtbarsten Ebene liegt und im eigenen Fette beinahe erstickt, konnte man sich Müslins Vergleich wohl gefallen lassen, wenn er die Stadt kurzweg als eine große mit Oel und Essig zum Salat angemachte Olive der Romagna bezeichnet. Die Stadt führt auch in der That den Beinamen „la grassa", die fette d. h. die fruchtbare; doch auch, als altberühmte Universitätsstadt „la dotta", die gelehrte. Da nun die Gelehrten, besonders gelehrte Theologen, gern gut leben, so verbindet sich die Vorstellung von dem Glanze feister Prälatengesichter mit der Vorstellung von dem mehr ideellen Glanze der mittelalterlichen Gelehrsamkeit zu einer nicht mehr trennbaren Gesammtvorstellung behaglichen Stilllebens, wie es uns Le Sage in seinem unsterblichen Gil Blas in der Schilderung des Licentiaten Sedillo so drastisch vor Augen gestellt hat. Uebrigens sollten wir alsobald in unserm Gasthofe „zu den vier Pilgern" an uns selbst die angenehme Erfahrung machen, wie gut und billig man im fetten und gelehrten Bologna speise. Wir verlangten un pranzo a tre Lire (Wein inklusive) und erhielten folgende Delikatessen: Mortadella mit Sardinen und Butter als Voressen, eine Suppe, in welcher kleine aus Teig geformte, mit dem feinsten gehackten Fleisch-

füllsel belegte Rosen schwammen, — diese eine raffinirte Mehlspeise in der Suppe war so zu sagen symbolisch für die gastronomische Genußverfeinerung in einer Stadt, wo das gelehrte Eunuchenthum seit Jahrhunderten geherrscht hatte; es folgten gebackene Niere mit feinen Gemüsebeilagen, hierauf Beefsteaks mit gebratenen pomi d'oro, belegt mit Fischchen, in deren aufgeschlitzte Bäuchlein man statt der herausgenommenen Eingeweide wunderbare wohlschmeckende Gewürze hineinpraktizirt hatte; dann kam ein Kapaun mit Kopfsalat; das Oel ist hier zu Lande so köstlich, daß man versucht ist, es pur zu trinken. Unaussprechliche Süßigkeiten aller Art, Fruchtkuchen mit süßem Guß, endlich Feigen, großbeerige Trauben und Käse bildeten den Schluß dieses Mahles, zu dem wir, wie die Dauer der Mahlzeit es verlangte, mindestens zwei Liter Wein tranken.

Dabei kam der Kellner mehrmals gelaufen und fragte uns bei jeder Speise, ob sie auch wohl ganz so zubereitet sei, wie wir es wünschten, nicht zu hart, nicht zu weich, eben recht gesalzen, gezuckert, gebacken, gebraten u. s. f. Er war immer bereit, wenn ein Gast, kritischer als wir, an irgend einer Speise auch nur die mindeste Aussetzung machte, die betreffende Schüssel sofort wegzutragen und im Nu durch eine frische zu ersetzen, an der auch jener schwer zu befriedigende König in Hauff's Märchen vom Zwerg Nase, keinen

Fehler mehr würde entdeckt haben. So war es begreiflich, daß unsere ohnehin schon gute Stimmung immer besser wurde. Müslin erinnerte sich auf einmal, vermuthlich durch das Wirthshausschild von den vier Pilgern darauf gebracht, daß eine der Geschichten, welche die Canterburypilger in dem berühmten Gedichte Chaucers einander erzählen, in Bologna spiele, eine prächtige Geschichte von einem Studenten, der die schwarze Kunst verstehe und einer hohen Dame, die er liebt, Wunderdinge vorzaubere. Der Rektor erzählte mir die ganze Geschichte beim Nachtisch; aber auf das Ende konnte er sich nicht mehr besinnen, so daß ich einen Spaziergang ins Freie vorschlug, da uns der starke Wein hier im etwas engen hintern Gaststübchen anfing, beschwerlich zu werden. Zuerst aber stiegen wir auf unser Zimmer und freuten uns gemeinsam, indem wir nach dem Hof hinabhorchten, der Fröhlichkeit, die in diesem Gasthofe auch in der Küche und in der Gesindestube herrschte. Hell sangen die Mägde zu ihren Geschäften, Eine tanzte mit dem Wäschekorb durch die gegenüberliegende Gallerie. „O, schöne Naturen!“ rief Müslin begeistert aus. „O schöne Naturen dieser Menschen! Bei so viel Arbeit, die sie doch zu verrichten haben um geringen Lohn, bei so mancher Plage, die sie auszustehen haben, bei allem Einerlei eines Daseins, das vermuthlich zu verbessern sie keine Aussicht haben, sind sie Alle guten Muthes und singen

und spielen dem Herrn in ihren Herzen. Ja! dem Herrn! Diese Fröhlichkeit ist eine Art Gottesdienst, der durch keinen Gedanken vermittelte, unbewußt zum Thron des Schöpfers aufsteigende Preisgesang lebendiger Wesen, die glücklich genug sind, gesund leben zu dürfen in ihrer mühseligen Arbeit. Gott segne sie dafür!"

Als wir ins Freie traten, war es dunkel; doch waren die Arkaden gut erhellt und so schlenderten wir durch dieselben, bis wir plötzlich zu einem festlich erleuchteten Hause gelangten. Blumenmädchen, die alsobald mit graziöser Bewegung auf uns zueilten und uns ihre Myrthensträußchen und Granatenblüthen ins Knopfloch steckten, ließen uns leicht errathen, daß wir uns an der Eingangspforte des Theaters befanden. „Lucia di Lammermoor" von Donizetti wurde gegeben; wir zögerten nicht, da uns der Zufall bis hieher geleitet hatte und wir bis dahin auf der ganzen Reise keiner Theatervorstellung beigewohnt hatten, einzutreten und hatten den Entschluß nicht zu bereuen. Obwohl wir uns nicht im großen Hauptheater Bologna's befanden, welches erst mit Beginn der eigentlichen Wintersaison eröffnet wird, sondern im Teatro Brunetti, einem der vier kleinern dieser ungefähr 100,000 Einwohner zählenden Provinzialstadt, einem Sommertheater, wo man rauchte, so war doch Alles so glänzend und großartig, daß man glauben konnte, in einem guten deutschen Residenz-

theater zu sein. Die Dekorationen der Bühne erwiesen sich als künstlerisch werthvolle, besonders die den Schloßhof und die Familiengruft im Mondschein darstellende Schlußdekoration im letzten Akt. Man wurde sofort inne, daß Italien derartige Palastveduten bei Mondlicht in Wirklichkeit massenhaft besitzt als gute Studienobjekte für Künstler. Ganz besonders ausgezeichnet und rühmenswerth erschien uns aber das aus ungefähr fünfzig Mann bestehende Orchester. Namentlich waren die Blasinstrumente von einer Reinheit und Sicherheit der Einsätze, wie man sie bei uns bei den Orchesteraufführungen im Konzertsaale selten so gut zu hören bekommt. Bewundernswerth war das Zusammenspiel; die crescendo und decrescendo wurden vom ganzen Orchester mit einer Präzision und einem Ausdruck ausgeführt, als ob diese vielen Musiker zusammen nur eine Seele und zwar die Seele eines großen Meisters hätten. Die Sänger und Sängerinnen der Hauptpartieen waren ebenfalls vortrefflich, die Nebenrollen nicht schlecht aber bescheiden besetzt; der Chor war unbedeutend, immerhin niemals störend.

Das Publikum begleitete nicht nur die künstlerischen Bravourleistungen der Schauspieler, sondern auch die Handlung des Stücks und die musikalischen Schönheiten mit großem Interesse und zeigte, was die Theilnahme an der Handlung anbetrifft, jene von großstädtischer Blasirtheit noch freie Frische

des Gemüthes, die man häufig in Provinzialstädten antrifft. Den höchsten Beifall spendete es dem Tenor, als er im großen Finale des zweiten Aktes an die gewaltige Affektstelle gelangt war, wo er seiner wankelmüthigen Geliebten Lucia vorwirft: „Hai tradito il ciel ed il mio amor“ (Du hast den Himmel verrathen und meine Liebe!).

Diese Stelle sang er so ergreifend, daß nach dem letzten Laut ein allgemeiner Schrei der Bewunderung aus allen Höhen und Tiefen des Hauses ertönte. Beinahe furchterregend war der dem Schrei folgende Donner des Applauses. Wir selbst, Müslin und ich, waren übrigens von der elementaren Gewalt des sich so energisch äußernden Volkswillens und von unserm eignen Gefühl so mitgerissen, daß auch wir wie rasende Südländer klatschten. Die Szene wurde wiederholt bis zur äußersten Erschöpfung des mit Leidenschaft spielenden Tenors, der die Wirkung seiner herrlichen Stimme durch eine von mir noch niemals so geschaute Mimik der Hände unterstützte. Alle deutschen Schauspieler, die ich jemals gesehen, erschienen mir wie Stümper gegen diesen jungen Mann, der jedoch, als das Publikum, unbarmherzig wie einst die alten Römer im Zirkus, die Szene zum dritten Mal wiederholt haben wollte, durch unmißverständliche Zeichen zu verstehen gab, daß er mit seiner Kraft am Ende und dem Umsinken nahe sei.

Müslin wandte sich, als der Vorhang ge-

fallen war, im Zwischenakt zu mir und sagte: „Wissen Sie, weshalb auch bei eben so gutem Spiel ein deutsches Publikum bei dieser Szene nicht so außer sich käme, wie hier diese Italiäner? Das feurige Blut allein macht das nicht. Der Deutsche würde hier sich zuerst orientiren wollen über die psychologische Berechtigung des so ungeheuren Pathos an dieser Stelle. Er würde wahrscheinlich sich vorraisonniren, wie es sich doch nur darum handle, daß Edgaro die Lucia nicht zur Frau bekomme, obschon sie ihm Treue gelobt hatte, die zu halten sie zu schwach gewesen; so was passire aber hundertmal und Edgaro dürfte sich ein Bischen zusammennehmen und sich fassen. Der Italiäner aber fühlt, daß es sich bei einem solchen Treubruche nicht darum handelt, ob er hundert und tausend Mal vorkomme, sondern, ob es Einen treffe, den's tödtet, der's einfach nicht aushält, weil er eben so ist, wie er ist, so fühlt, wie er nicht anders fühlen kann. Der Italiäner kennt kein Raisonnement, ob es moralisch recht sei, daß es den Helden so angreife. Er sagt sich schlicht und einfach: die Sache greift ihn so stark an, also ist sie so stark und der Leidende verdient meine höchste Sympathie."

Wir verließen das Theater, höchlichst erbaut von Allem, was wir gesehen und gehört hatten. Als wir hierauf gegenüber den beiden schiefen Thürmen, die in wirklich bedrohlicher Weise über

die mondbeglänzten Giebel der langen Straße emporragten, in einem Kaffeehause uns erfrischten, war es angenehm, die Freude der mit uns in's Gespräch sich einlassenden Bologneser zu beobachten, als wir ihr Orchester rühmten und unser Wohlgefallen an der ganzen Vorstellung aussprachen. Alle Anwesenden wurden alsobald so zutraulich und freundlich, daß wir mit ihnen wie mit alten Bekannten bis tief nach Mitternacht plauderten. Als wir endlich unsern Gasthof zu den quattro pellegrini erreichten, sagte Rektor Müslin zu mir:

„Wissen Sie, daß ich froh bin, zwei Dinge wenigstens in Bologna herzlich schlecht zu finden, da ich mich sonst von dieser liebenswürdigen Stadt nie mehr trennen könnte? Diese beiden Dinge sind das Bier und das Wasser. Ersteres ist ein abscheuliches Gebräu, ungefähr so, wie man es in der Schweiz vor dreißig oder vierzig Jahren braute, als der Bierkonsum daselbst beinahe noch unbekannt war, das Wasser aber ist zu schlecht, um auch nur falsche Zähne zu putzen."

IX.

Am folgenden Morgen bedauerten wir, nur noch diesen Tag in dem angenehmen Bologna zubringen zu können; die Abfahrt nach Florenz hatten wir auf den Abend festgesetzt. Unser erster Gang führte uns nach der Academia di belle Arti, der großen Gemäldesammlung, besonders berühmt durch die Werke von Domenichino, Guercino, Guido Reni, Caracci und Francesco Francia. Raphael ist vertreten durch seine wunderbare Cäcilia, zu der einst Goethe mit so großer Andacht wallfahrtete. Der Charakter dieser Sammlung ist dadurch ein ernster, daß beinahe alle Bilder geistliche Stoffe behandeln, Bilder der Kirche sind. Würden uns nun auch in unserer nördlichen Heimat diese einzelnen Gemälde, wenn wir ihnen da und dort in einer Kirche, einem Kloster, oder auf einem Schlosse begegneten, mit Entzücken erfüllen, so werden sie Einem in Masse beieinander durch die Gleichartigkeit des Stoffes bald überdrüssig. Unter allen den Märtyrern, Aposteln, Jüngern, Evangelisten, Engeln und heiligen Frauen

ist man ganz glücklich, wenn man zur Ausnahme einmal ein profanes Heidengesicht, z. B. eine Zauberin Circe von Garbieri Lorenzo oder so etwas antrifft; aber diese Abwechslung wird Einem selten zu Theil. Nur in dem Saale, welcher die Werke moderner Künstler enthält, begegnet man häufiger weltlichen Stoffen, aber auch einer erschreckenden Talentlosigkeit, so daß man sich dennoch wieder zu den Heiligenbildern der alten Meister zurückflüchtet, die es übrigens gut verstanden haben, auch dem spirituellsten Stoffe noch ein menschlich-sinnliches Motiv abzugewinnen. So hat z. B. Domenichino selbst in ein so furchtbares Bild wie sein Martyrium der heiligen Agnes, die vor dem Richter vom Henker erdrosselt wird, durch den Liebreiz, den er einer schönen, jungen zuschauenden Frau gegeben hat, eine Stelle in das tragische Gemälde gebracht, auf der das Auge mit Vergnügen ausruht. Selbst der Humor ist nicht ausgeschlossen. Auf einem Gemälde Guido Reni's, wo Heilige den Leichnam des Erlösers beweinen, erblickt man, da diese Heiligen die Schutzpatrone der Stadt Bologna sind, zu Füßen der Heiligen die Stadt Bologna selbst, von Kinderengeln soeben so aufgestellt, wie Kinder ihre Spielsachen, ein Dorf, eine Schäferei auf einem Tischchen aufzustellen pflegen. Die schiefen Thürme machen hier den Eindruck, als hätten die spielenden Kinderengel die Bauhölzer ihres Baukastens etwas leicht-

sinnig, halb übermüthig, halb des Spiels überdrüssig, aneinandergelehnt.

Aus der Gemäldesammlung traten wir wieder auf die Straße hinaus und wurden hier alsobald wieder von den angenehmsten Eindrücken festgehalten. Die hochgewachsenen schönen Frauen und Mädchen des Mittelstandes schritten in ihrer geschmackvollen Schleiertracht durch die Gassen nach den Marktplätzen, ihre Einkäufe zu besorgen, und gaben so den hohen Arkaden der alten Stadt die schönste Belebung; an einer Ecke bei einem Zinngießer, der alle seine Waaren auf der Straße ausgestellt hatte, kaufte ein Landpfarrer, umgeben von einigen Gemeindegliedern und der stattlichen Köchin, zwei riesige Orgelpfeifen, welche dem stärksten Bauern unter fröhlichem Grinsen aller Betheiligten auf die Schultern gelegt wurden. Aber am Marktplatze wurde ein soeben verfertigtes Sonett an die Mauer geklebt und sofort von einem herbeieilenden Studenten der sich versammelnden Menge laut vorgelesen. Es war eine Huldigung für Olympia Trebbi, „che cantando il Rigoletto nel teatro consorziale di Budrio dimostravasi artista vera e commovente.“ Also eine öffentliche dichterische Huldigung einer beliebten Opernsängerin dargebracht. Aber nicht der Dichter brachte diese Huldigung von sich aus dar; sondern, wie weiter auf dem Plakate zu lesen war, die Eheleute Luigi e Gismonda Mena-

rini hatten dieses Gedicht zu diesem Zwecke bei einem Dichter bestellt. Noch staunten wir über diesen Brauch und bewunderten zugleich die zierlichen Wendungen des Gedichtes, als bereits ein neues Plakat von einem Dienstmann herbeigebracht und neben das der Künstlerin geltende Sonett geheftet wurde. Dieser zweite Zeddel enthielt eine Trauerode auf irgend ein schönes liebenswürdiges Mädchen, das jetzt Bologna verlassen habe, um seine Gespielen, die Engel des Paradieses, die sich so nach ihm gesehnt hatten, zu erfreuen. Die versammelte Menge las auch diese Dichtung und es fehlte nicht an trefflichen Urtheilen über die Schönheiten der Ode, wobei der Ernst des Stoffes alle mißbeliebige Kritik ausschloß, während das an die Künstlerin gerichtete Sonett als etwas zu schwülstig befunden wurde. Und wer sprach diese Urtheile mit Interesse und mit Sicherheit aus? Leute waren es, die in Hemdärmeln, in geflickten Wämsern, mit Abzeichen einer gewöhnlichen Hantirung die Plakate umstanden. Studenten, Geistliche, Professoren waren auch unter ihnen und gaben mit ihr Urtheil ab, hörten aber die entgegengesetzte Meinung des nächsten Besten im Volke mit eben so großer Achtung an, wie wenn Ihresgleichen einen ästhetischen Befund ausgesprochen hätte.

Müslin war von dieser Szene ganz begeistert. „Jetzt begreife ich die alten Athener,“ rief er aus.

„Wie bewährt sich an diesen Bolognesern ihre alte Kultur! Wo fänden wir dergleichen in unsern Städten trotz unserer viel gerühmten Schulbildung? Und doch sehen wir so hochmüthig auf diese Leute herab. Welches Glück, zu denken, daß es noch Völker giebt, die ihr Bestes nicht der trockenen Schulweisheit des gebildeten Schulmannes Schwemmel, sondern den angebornen Talenten, einer edeln Lebensweise und einer alten, durch Tradition vererbten Kultur verdanken.“

Von solchen Eindrücken wurden wir auch festgehalten, als wir bei dem prächtigen Neptunsbrunnen auf einem der größten Plätze Bologna's zwei Ehrentafeln berühmter Todten gewahr wurden, welche dort in die Mauer des Munizipalpalastes eingelassen waren. Goldene Lorbeerkränze mit schwarzen wehenden Trauerschleifen hingen über die dunkeln Marmortafeln herab; dieser kleine Umstand, daß die langen Crepp-Schleifen so vom Winde um die Inschrift hin- und herbewegt wurden, brachte den Eindruck zu wege, als handle es sich um eine frische Trauer, um einen neuen Schmerz. Man konnte diese Gedächtnißtafeln nicht ohne Rührung ansehen, während bei uns derartige Erinnerungsmale meistens den Eindruck des Vergessenen, Ueberflüssigen hervorrufen.

In anderer Art angenehm war in einer gegen die Gärten hinausliegenden Vorstadt eine öffentliche Kundgebung, welche zwar einfach mit-

theilt, wo man, den Liter zu 30 Cts., ausgezeichneten weißen Landwein (Bianco Nostrano) bekommen könne, aber großartig und pomphaft mit den Worten anhob:

Amatori di Bacco.
Leggete!
(Leset, Freunde des Bacchus!)

Wir hätten nun eigentlich pflichtschuldigst einigen Kirchen mit berühmten Denkmälern der Kunst unsern Besuch abstatten sollen. Einerseits waren aber unsere Herzen noch so erfüllt von den Herrlichkeiten der unvergleichlichen Markuskirche in Venedig, anderseits war es so angenehm, ohne Absichtlichkeiten kunsthistorischer Art durch die hohen, luftigen Arkaden zu schlendern und die sonnigen Plätze und die gegenüberstehenden Palazzi zu mustern, daß wir uns diesem ruhigen Spazierengehen ohne Gewissensbisse überließen. Da und dort kauften wir auch eine Kleinigkeit, z. B. in einem offenen Marktstande eine Ausgabe des Petrarca von 1570 für anderthalb Franken. Ein besonderer Genuß war uns, bei solchen Einkäufen das wohllautende Organ der Frauen und Mädchen zu vernehmen. Es ist in der That keine Phrase, wenn man ihr bloßes Reden als Musik bezeichnet.

Schwer trennten wir uns am späten Nachmittag von dieser Stadt, die uns binnen vierundzwanzig Stunden so lieb geworden war. Aber in Italien lockt immer wieder ein neues Zauberwort

weiter und man gehorcht. Das Bewußtsein, noch vor Mitternacht mit dem Schnellzug in Florenz einzutreffen, half uns über den Abschied von Bologna hinweg. Doch behielten wir die Stadt mit ihren schiefen Thürmen noch lange im Auge und werden sie immer im Herzen behalten.

Die Fahrt nach Florenz, namentlich die große Strecke bis Pistoja, quer durch den Apennin, gewährt in landschaftlicher Beziehung große Reize, besonders wenn man, wie wir, das Glück hat, bei letzter Abendbeleuchtung und später bei vollem Mondschein diese Gegenden zu durcheilen, die einen hauptsächlich phantastischen Charakter tragen. Baumleere Felsenhügel abenteuerlichster Formation, breite weiße Strombette ohne einen Tropfen Wassers, dann plötzlich reiche Waldung, Olivenhaine, Pinienbewachsene Höhenzüge, da und dort Kastelle, alte Klöster, Pachthöfe, von Cypressen umstanden, — das sind die rasch wechselnden Bilder dieser Fahrt. Die Bahn selbst ist eine Kunstbaute ersten Ranges; meist zieht sie sich in schwindelnder Höhe auf Viadukten und kühnen Gallerien über tief drunten schlummernde Thalschaften hin. Wohl über dreißig Tunnels durchschneiden das Gebirge. Zuweilen bemerkten wir in einem keine Spuren menschlicher Wohnungen aufweisenden Seitenthale ein einsames Feuer, um das Gestalten sich lagerten, die man, so im Fluge vorüber eilend freilich nicht erkennen konnte. Doch stellte man sich unwillkürlich Sal-

vator Rosa's kühne Wegelagerer um diese nächtlichen Feuer sitzend vor.

Im Waggon saß mit uns eine hübsche italiänische Kammerzofe; ihre Herrschaft fuhr erster Klasse. Das reizende Mädchen nahm schon bald hinter Bologna eine ziemlich lange seidene Schnur heraus, mit der sie sich zu schaffen machte, sobald wir den ersten Tunnel passirt hatten. Eine weibliche Handarbeit war es nicht und so konnte sich Rektor Müslin nicht enthalten, die schwarzäugige Zofe zu fragen, was sie da schaffe. Mit lieblichem Lächeln, wobei sie die blendend weißen Zähne auf die anmuthigste Weise zeigte, erklärte sie dem Rektor: „Tante grotte, tanti nodi“ — „so viele Tunnels, so viele Knötchen“; es war ihr eine Unterhaltung, die Tunnels zu zählen und dabei wünschte sie, die Zahlen nicht fortwährend im Kopfe behalten zu müssen. Die Art, wie sie nun nach jedem Tunnel ihr Knötchen schlang und uns dabei anlächelte, war so kindlich frohsinnig und so harmlos zutraulich, daß wir im Stillen der fremden Lordschaft besten Dank wußten, die ein so artiges Menschenkind in unsern Waggon verbannt hatte. Gegen Mitternacht erreichte der Zug Florenz. Wir brachten die erste Nacht in einem beim Bahnhofe gelegenen Wirthshause zu, indem wir es auf den folgenden Tag versparten, eine Privatwohnung gemeinsam zu beziehen, wie wir unterwegs ausgemacht hatten. Mit Ver-

gnügen bemerkte ich, wie der Rektor sich viel mehr als bisher an mich anschloß und gegen den Vorschlag, dasselbe Zimmer zu beziehen, gar nichts einzuwenden hatte. Er schien mit dem vereitelten Versuche, einen Seitensprung nach Ithaka zu wagen, auf einmal seine abenteuerlichen Sonderlingspläne aufgegeben zu haben und machte mir meine Mentorschaft sehr leicht.

X.

Wer aus den schönen Gegenden der Schweiz oder des südlichen Deutschland nach Italien kommt, wird in Mailand, in Venedig, in Bologna, überhaupt im nördlichen Italien mit Ausnahme Verona's landschaftlich etwas vermissen, woran er von Hause aus gewohnt ist, nämlich das, daß die hauptsächlichste Stadt eines Landestheils in einer freundlichen, zwar offenen, aber von Hügeln und Bergen in weiterem Runde schön umschlossenen Landschaft liege. In Florenz dagegen wird ein Solcher sich alsobald zu Hause fühlen; denn gerade diese liebliche Landschaft, und zwar mit Bergen und Aussichten edelsten Styls, besitzt Florenz.

In einer großen Mulde, wenn man das breite Arnothal so nennen darf, liegt die ausgedehnte, palastreiche Stadt mit ihren Thürmen und stolzen Kuppeln an beiden Ufern des Flusses, rings von Gärten und Parkanlagen umgeben, die beinahe bis an den Fuß der das Thal umschließenden Berge reichen. Von den Höhen glänzen berühmte kleine Städte, Dörfer, Klöster und Villen herab;

dort Fiesole und auf halber Höhe desselben Berges die Villa Palmieri, wohin der Schauplatz des Decamerone von Boccaccio verlegt wird. Am gegenüberliegenden Berge sieht man Galuzzo und die Certosa del Val d'Emo. Und von den fernern Höhenzügen des Apennin leuchten da und dort, je nachdem das Sonnenlicht die Bergeskanten streift, Schlösser und Klöster herab ins Thal, deren Namen man selten erfragen kann und schließlich auch nicht erfragen will, da das Namenlose und doch so edel Gegenwärtige seinen besondern Reiz hat.

Man gewinnt dieses Bild der Stadt am besten von den höheren Punkten des Giardino Boboli, eines prächtigen Parks, der mit großer Liberalität dem Publikum täglich zur Verfügung gestellt ist. Dorthin waren wir gegangen, nachdem wir zuerst bei einer ehrsamen Signora in der Straße Calzajoli nahe beim Dom fünf Treppen hoch Privatwohnung genommen hatten. Aber wie schön der Anblick der Stadt auch war, lange weilten wir doch nicht dort oben; zu gewaltig wirkte zu unsern Füßen im Uffizien- und im Pittipalast der Magnet der Kunst, dem hier in Florenz auch Rektor Müslin, wie sehr er sonst geneigt war, das bloße Gallериendurchhetzen zu verwerfen, doch nicht widerstehen konnte. Im Gegentheil, er trieb mich ordentlich fort und zog mich am Arme nach den ungeheuern Gebäuden, in welchen die größte Kunstsammlung Italiens sich befindet. „Schon als

ich noch ein Knabe war", sagte er, „hat eine alte Großtante mir zuweilen von Florenz gesprochen, von der Bilderstadt. Sie selbst war niemals hingekommen, und so phantasirte sie immer von einer Zeit, da sie sich einen Sparpfennig würde auf die Seite gelegt haben, um nach Florenz zu reisen und die schönen Bilder dort zu sehen. Sie hat ihr gelobtes „Helgenland", wie sie scherzweise diese Stadt nannte, nicht betreten können, hat aber bis zu ihrer letzten Stunde nicht aufgehört, Jeden glücklich zu preisen, der hierher kommt. So wollen wir denn sehen, ob diese Schätze solcher Sehnsucht werth sind."

Ob sie es waren? Ob sie es sind?! Wer selbst dort gewesen, lächelt über die Frage.

Man denke sich ungeheure, nicht enden wollende Säle, wo von allen den schimmernden Wänden herab und aus jeder Ecke die lebendigen Augen der Schönheit uns anleuchten. Das Feinste, was der Mensch, der selbst doch das feinste Sublimat der Natur heißen darf, in Nachahmung der Natur geleistet hat, indem er zugleich diese Nachahmung mit warmem Menschengefühl beseelte, das die Natur in ihrer Unmittelbarkeit ja nicht hat, das ist hier im edeln Hause der Kunst vereinigt. Es sind die Werke einer Zeit, wo die Malerei noch die Hegemonie über die andern Künste hatte, wo sie das natürliche Sprachorgan für die besten Gedanken der Menschheit war, wo die göttlichen Genien, die uns heutzutage unter den Namen

Mozart, Haydn, Beethoven wundersame Stimmungen und beinahe himmlisch zu nennende Offenbarungen ins Gemüth senken, statt der Töne sich noch der Farben bedienten und der sichern Zeichnung statt der Melodie. Sie trugen zu der Außenwelt, die sie malten, ihre eigene Innenwelt so deutlich vor, wie es jene Musiker, ja wie es Shakespeare und Cervantes gethan haben, und wo wir Raphaels, Leonardo's, Michel Angelo's und Correggio's Sprache nicht mehr verstehen, da liegt die Schuld daran, daß mittler Weile das Jahrhundert an Augenkraft verloren, was es an Feinhörigkeit gewonnen hat. Es ist kaum möglich, daß wir, denen Schumann und Brahms die heiligsten Mysterien der Kunst in immer neuen, früher nicht für möglich gehaltenen Klangweisen aussprechen, die Sprache der alten Maler noch völlig verstehen können.

Deß wurden wir denn auch beim dießmaligen und bei den in den nächsten Tagen fleißig wiederholten Besuchen der Gallerie bald inne. Wohl standen wir vor Raphaels Fornarina mit gläubigem Herzen und fühlten, daß ein um den edel geformten Frauenhals wie ein feiner Goldfaden sich legendes Kettchen, ein wunderbar naturwahr gemalter Pelz im Verein mit der übrigen Kleidung über die bloße treue Wiedergabe der Natur hinaus noch etwas Tieferes zu bedeuten habe; aber diese tiefere Bedeutung klang uns doch nur wie das

verlorne Läuten einer im Meere versunkenen Stadt; man ahnt es mehr, als daß man es vernimmt. Bei andern Kunstwerken, vor denen frühere Zeitalter anbeteten, — und noch heute beten Viele nach, — äußerte mein aufrichtiger Freund unverholen, daß ihm das ganze Bild nicht nur unverständlich, sondern geradezu unangenehm sei. Für die Darstellung weiblicher Schönheit sonst gar nicht unempfänglich, gab Müslin sein entschiedenes Mißfallen über die beiden Venus-Darstellungen von Tizian zu erkennen. Beide Bilder befinden sich in der sogenannten Tribuna, einem mittleren Kabinet, welches die geschätztesten Perlen der ganzen Sammlung vereinigt. Aber Müslin kümmerte sich nicht um die Würdigung, die diesen beiden gemalten Buhlerinnen von Seite der Autorität zu Theil wurde; er bemerkte kurz und scharf, die Eine habe einen zu dicken, die Andere einen zu faltigen Unterleib und diese Letztere liege noch dazu unangenehm, in einer Art schiefen Ebene; sie werde noch aus dem Bette fallen, was übrigens gar kein Schade sei. Ich wußte gegen diese Kritik nichts Anders ins Feld zu führen, als die Huldigung, welche dem Bilde von der ganzen ästhetischen Welt und auch in diesem Augenblick von dem in der Tribuna versammelten Publikum dargebracht wurde. „Was heißt das „„Publikum““? erwiederte der Rektor etwas gereizt.

„Ich weiß wohl, daß in Sachen der Kunst,

der Literatur, des Theaters u. s. f. noch immer eine Einheit fingirt wird, die man, um sie als Einheit zu charakterisiren, mit einem Namen beehrt und Publikum nennt. Aber diese Einheit setzt sich aus Individuen zusammen, die doch gewiß nicht durch den Umstand, daß sie beisammen stehen wie Schafe im Pferch, achtungswerther werden. Und glauben Sie z. B., daß die meisten dieser Galleriebesucher, — ich nehme Aesthetikprofessoren und Maler aus, — eine selbstständige Meinung haben? Sie finden einfach bewundernswerth, was ihr Reisehandbuch ihnen als bewundernswerth vorschreibt. Und meistens trifft ja auch das Handbuch das Rechte; die Werke hier in der Tribuna, z. B. diese außerordentlich schöne Sybille von Guercino, diese Madonna von Andrea del Sarto, dieser junge Liebesgott als Johannes von Raphael, das sind ja in der That Meisterwerke ersten Ranges. Aber wie Viele würden dieselben ausfindig machen, wenn man sie in den Korridor unter die gewöhnlicheren Bilder gehängt hätte? Ich will Ihnen aber ein Beispiel geben, wie man öffentliche Meinung macht."

Mit diesen letzten Worten zog mich der Rektor hinaus in den großen Korridor und vor eine mit lebensgroßen Gestalten bemalte Leinwand sehr beträchtlichen Umfangs. Es war ein Bild von Giovanni da S. Giovanni, im Katalog mit Nr. 69 bezeichnet. Zu einem im Bett liegenden, mit

nacktem Oberkörper halb aufgerichteten schönen Jünglinge bringen die Frauen der Verwandtschaft ein junges, liebliches Mädchen, offenbar seine Braut. Der warme, weiche Leib des schönen Mädchens zeigt sich an einigen Stellen, wo das glänzend weiße Hemd und ein offener rother Mantel, ihre einzigen Kleidungsstücke, verschoben sind, indem das junge reizende Geschöpf sich sanft sträubt, dem Lager näher zu treten, obschon die auf den Jüngling gerichteten Augen Freude und Liebe strahlen. Die Mutter redet dem Mädchen leise zu, sich nicht länger zu zieren, da nun Alles nach göttlicher Satzung und menschlicher Sitte sehr natürlich und recht und gut sei; auch die andern Frauen aus der Verwandtschaft verrathen jene den Frauen bei solchem Anlasse sehr wohl zukommende, lebhafte Theilnahme. Gerührt faltet eine Matrone im Hintergrunde des Zimmers die Hände; ihr schwebt das Ernste vor, was den jungen Eheleuten das Leben bringen wird und es ist, als ob sie sagen wollte: Sei Euch die Süßigkeit des ersten Honigmondes reichlich geschenkt! Der Jüngling selbst breitet verlangend seine Arme aus; unsagbare Sehnsucht liegt in dieser Gebärde; und wie glänzend sind seine Augen. Das menschlich Wahre des Stoffes muß jeden unverbildeten, natürlich und einfach fühlenden Beschauer zugleich rühren und erfreuen.

Vor diesem Gemälde blieb nun der Rektor

stehen und begann, mir mit einigem Pathos die Schönheit des Bildes auseinanderzusetzen.

Bisher hatte Keiner der vielen anwesenden Fremden vor diesem Gemälde sich aufgehalten. Jetzt wurden sie aufmerksam. Rektor Müslin holte zwei Stühle herbei, da er wünschte, wir möchten das Bild mit gehöriger Muße betrachten. Das wirkte. Im Nu sammelte sich hinter unsern Stühlen eine große Gruppe von Engländern und Deutschen; einige Hochzeitpärchen schienen auf einmal zu merken, daß sie das Bild ganz besonders angehe und so gewannen wir dem wackern Giovanni da San Giovanni Publikum. Komisch war aber anzusehen, wie Einzelne in ihren Katalogen und Reisehandbüchern mit nervöser Aufregung blätterten, in der Hoffnung, dieses Bild daselbst als ein besonders sehenswerthes Hauptstück der Gallerie angeführt zu finden. Zwei oder drei, als sie nichts fanden, gingen unmuthig von dannen; die übrigen trennten sich nicht leicht von dem Gemälde und Müslin sah mich triumphirend an; er hatte „öffentliche Meinung gemacht". Wir suchten später in dem großen Saale, wo die Portraits aller Maler hängen, nach dem uns lieb gewordenen Künstler. Neben Salvator Rosa entdeckten wir ihn und fanden in seinen Gesichtszügen wieder, was wir erwartet hatten, in Augen und Stirn den Ausdruck einfacher und gefühlvoller Naturauffassung, um den Mund einen Zug ge=

sunder Sinnlichkeit, im Ganzen nicht gerade Genialität, aber Talent und den rechten, ernstlichen Willen, die ideale Seite des Lebens mit der realen in glücklicher Harmonie künstlerisch auszugestalten.

Hatte der Rektor, indem er dieses eine Bild im Korridor so sehr würdigte, vielleicht Unrecht, so hatte er doch dadurch meine Augen aufgethan und frei gemacht vom bloßen Anschauen der offiziell schön zu findenden Gemälde. Ich traute mir wieder etwas zu und statt zuerst im Kataloge die berühmten Nummern und hierauf die betreffenden Gemälde aufzusuchen, durchwanderte ich die Gallerie mit aufgerichtetem Haupte und sah umgekehrt nur diejenigen Gemälde im Kataloge nach, die mir durch ihre Schönheit auffielen. Da waren es dann freilich meistens berühmte Namen, die mir begegneten, und bald zeigte sich auch, daß gewisse Meister, die meinem Naturell besonders zusagten, mir nirgends entgingen; so Albano mit seinen heitern mythologischen Darstellungen, so Alessandro Botticelli, Moretto di Brescia, Francesco Solimena, Lucca Giordano und Giorgione. Ein Gemälde des Letztern machte mir einen Eindruck, den nur die vorzüglichste Novelle eines großen Dichters wiederzugeben vermöchte, da die auf dem Bilde dargestellte heilige Gartenszene mit den offenbar nach dem Leben portraitirten Hauptgestalten in der That wie eine gute Novelle mitten unter bedeutende Menschen und in einen schönen Moment

versetzt. Vornehme junge Männer in feiner mittelalterlicher Tracht präsentiren dem Jesuskinde in einem Garten zwei große runde mit Konfekt gefüllte Schachteln. Das nach den Bonbonieren langende Kind wird von der Madonna an einem steinernen Aufbau, der zwischen Altar und Gartentisch die Mitte hält, schwebend gehalten. Die schöne Mutter steht ohne Heiligenschein da, in schwarzer, knapper Kleidung. Um ihr ins Röthliche spielendes blondes Haupthaar ist ein schwarzes Kopfband geschlungen; die jungen Adeligen, die dem Jesuskinde die Süßigkeiten hinhalten, sehen an der schönen Madonna hinan mit einem Ausdruck, der an Goethe's Verse erinnert:

„Der Mutter schenk' ich,
Der Tochter denk' ich."

Nur daß hier im Gegentheile der Mutter zu Liebe dem Kinde geschenkt wird. Schlanke Baumgruppen schließen die Aussicht des Gartens.

Bei solchen Bildern kann man sich nicht überreden, daß die Meister, welche sie hervorbrachten, wesentlich anders gefühlt haben, als moderne Menschen fühlen. Aber, wie gesagt, wer heut zu Tage so fühlt, wird vorzugsweise in Tönen solches Fühlen hinströmen lassen oder auch, wenn er es vermag, als Dichter zu uns sprechen. Die moderne Malerei hält sich mehr an die bloße Außenseite des Lebensbildes; sie ist realistischer, aber minder poetisch. Wenigstens ist mir von großen modernen

Malern nur Einer bekannt, der in der Weise der Alten eine lyrische Innenwelt durch Farben wiederzustrahlen versucht hat, — Anselm Feuerbach, der zu früh von uns Genommene.

So lange wir in Florenz blieben, besuchte ich jeden Tag die Gallerie und immer neue Werke gewannen Bedeutung für mich. Was die Statuen angeht, so fühlte ich, daß sie mir auf die Länge der Zeit unendlich werthvoll werden könnten, aber daß es zu ihrem vollen Genusse einer unglaublichen Vertiefung in ihre Konstruktion und eines geschulten Auges bedürfe. Zu dieser Vertiefung hätte man ein Monate langes Studium nöthig; und woher soll das geschulte Auge dem Nordländer kommen? Mit Recht sagte Müslin zu mir: „Nur Tröpfe werden sich einbilden, das Beste, was die griechische Kultur nach Jahrhunderten in einem so hochbegabten Volke, wie die Hellenen es waren, hervorgebracht hat, nach wenigen Besuchen in der Sammlung verstehen und würdigen zu können. Mir gefällt allerdings diese Gruppe des Bacchus und Ampelos über alle Vorstellung und sie sagt mir auch etwas. Aber ich werde nicht so ein Narr sein, darüber zu schwatzen. Da heißt es, so lange man's vor sich hat, die Augen gehörig aufthun; der Rest ist Schweigen."

XI.

So gewissenhaft wir die Vormittage in den Kunstsammlungen zubrachten, so gewissenhaft machten wir an den Nachmittagen unsere Ausflüge in die herrliche Umgebung der Stadt, nach Fiesole, nach der Certosa und andern schönen und erfreulichen Orten. Anfangs schloß sich der Rektor mir treulich an; bald aber ging er wiederum seine eigenen Wege, über deren Ziel ich eine Zeit lang im Unklaren blieb, bis er selbst es für gut fand, mich mit dem Resultat seiner einsamen Streifereien bekannt zu machen.

Einer unserer gemeinsamen Nachmittagsausflüge hatte Fiesole zum Ziel. Der Weg auf dieses hochgelegene Landstädtchen ist, wie überhaupt das zu Fuß Wandern unter der italiänischen Sonne, nicht unbeschwerlich, aber höchst lohnend und interessant. Zuerst gingen wir dem fast ausgetrockneten Flüßchen Mugnone entlang, in dessen weißem Kieselbette halbnackte Männer arbeiteten, welche da und dort, wo sich das Wasser in einer Vertiefung angesammelt hatte, bis über den Gürtel,

ja eigentlich „kühl bis ans Herz hinan“ in diesen Wassergruben standen, während Andere für einen Augenblick am Ufer auf die glühenden Steine sich ausgestreckt hatten. Unwillkürlich erinnerten wir uns des berühmten Gemäldes von Michel Angelo, auf dem badende Krieger dargestellt sind, die plötzlich durch die Nachricht vom Anrücken des Feindes alarmirt werden. Solche Erinnerungen, die bei uns etwas Gekünsteltes, professorenmäßig Pedantisches hätten, stellen sich in dieser Umgebung von selbst ein; Alles gemahnt an die große Vorzeit. So auch die bereits erwähnte Villa Palmieri, welche am Wege nach Fiesole liegt. Wir konnten nur auf Schleichwegen diese Villa betreten, da wir keiner besondern Empfehlung an den Besitzer uns rühmen konnten, und nur eine solche die Pforten dieses interessanten Landhauses dem Fremden öffnet. Beinahe wie Diebe drangen wir also ein in diese Gartenanlagen, wohin die Tradition die frohen Feste, Gespräche und Erzählungen jener adeligen Mädchen und Jünglinge aus Florenz versetzt, die Boccaccio in seinem Decamerone der bewundernden Mit- und Nachwelt geschenkt hat. Mag nun jene frei scherzende Gesellschaft die reine Erfindung Boccaccio's sein und ihm selbst kein bestimmtes Landgut vorgeschwebt haben, jedenfalls ist die Villa Palmieri mit ihren Grotten und Terrassen, ihren spielenden Wassern, ihrem Epheugeflecht, den kühlen, von Säulen getragenen Sälen, den duftenden

Rosenbeeten, den herrlichen Baumgruppen und Schattengesträuchen, und vor Allem mit dem überwältigend schönen Blick auf Florenz und das ganze liebliche Arnothal einer der geeignetsten Punkte der Welt, in schweren Zeiten, wie jene Pestzeit in Florenz es war, hier vom Leid des Lebens zu genesen in heiterer Gesellschaft und bei zwanglosem Spiele der Phantasie und des Gefühls. Als wir die Villa wieder ebenso heimlich verließen, wie wir gekommen waren, kamen wir uns wie Bettler vor, nicht, weil wir kein prächtiges Schloß mit Gärten besaßen, noch besitzen konnten, sondern weil wir den Unterschied unseres nordischen, engen Lebens im Vergleich zu einem Leben fühlten, wo jeder Tag in naivem Genuß der köstlichsten Güter des Daseins dahingeht und zu den unbefangen genossenen Sinnesfreuden die Grazien und Musen veredelnd sich gesellen. „Freilich müssen wir zu unserer Beruhigung einsehen", sagte Rektor Müslin, als wir einander dieses Bettlergefühl gestanden, „daß jene Decameronezeit nicht nur uns Nordländern nicht blühen kann, sondern unwiderruflich auch für diese südliche Welt, für das moderne Italien dahin ist, so gut als das alte Hellenenthum zu Grabe gesunken. Denn wer hätte heutzutage noch das Gewissen, das ihm ein solches aristokratisch von den Leiden und den Aufgaben der Zeit sich abschließendes Genießen gestatten würde?" Ich wandte dagegen ein, daß sich merk-

würdiger Weise mit dem Besitz eines solchen Landgutes und entsprechender Reichthümer das den Genuß gestattende Gewissen regelmäßig einstelle. Aber Müslin ließ mir diesen Einwand nicht gelten. „In Rußland vielleicht, wo in wenig bevölkerten, ungeheuren Landstrichen die Güter der Adeligen als Oasen der Kultur, aber fern vom großen Weltverkehr daliegen, wo die vor wenigen Jahrzehnten noch leibeigenen Bauern in ihren ehemaligen Gebietern noch immer die höhere Intelligenz verehren und überhaupt trotz der nihilistischen Propaganda noch die mittelalterlich feudalen Zustände alle Verhältnisse beherrschen, da mag der Adel noch mit relativ gutem Gewissen seiner Vorrechte sich freuen und mögen die auf ihren stolzen Pferden die weiten Grasebenen durcheilenden östlichen Kavaliere und Damen sich wie Olympier fühlen, die ohne Verantwortung einfach das Dasein genießen; aber unsere eigentlich europäische Aristokratie, tagtäglich durch Zeitungen, durch den bloßen Anblick des Proletariats auf Eisenbahnen, in den Straßen der großen Städte u. s. f. in jedem Augenblicke an den Ernst der Zeit gemahnt, kann jene olympische Illusion nicht mehr festhalten, oder es müßten denkunfähige Strohköpfe sein, und was haben solche überhaupt für einen Genuß?“

Mit dieser rhetorischen Frage schnappte Müslin plötzlich ab, blieb wie angewurzelt stehen, wurde blaß und zeigte in sichtlicher Aufregung auf eine

weiße Tafel, auf der das Wort „Bandita“ zu lesen war. Wir standen in einem Hohlwege zwischen Rebenhügeln. Ich gewahrte sofort noch weiter oben im Wege ähnliche Tafeln mit demselben Worte, ahnte, daß es so viel sagen wollte, als bei uns das „verbotener Weg“, merkte aber auch, daß der Rektor das bedrohliche Wort ganz anders auslegte. In der That erklärte Müslin, offenbar habe hier die Polizei die Warnung für Fremde angebracht, diese Gegend wimmele von Banditen und er wenigstens werde keinen Schritt weiter gehen. Als ich ihm aber vorstellte, daß er, wenn er sich von mir trennen würde, um so sicherer diesen vermeinten Banditen in die Hände fallen müßte, folgte er unter Seufzen meinen Spuren, hielt aber bei jeder neuen Banditatafel wieder inne und äußerte seine Zweifel, ob wir mit heiler Haut wieder nach Florenz zurückgelangen würden.

Endlich hatten wir Fiesole erreicht, einen etwa 5000 Einwohner zählenden Marktflecken. Die Höhe des Berges dominirt ein Jesuitenkloster mit Priesterseminar; hier soll der General des Ordens seinen Sitz haben. Um die volle Aussicht zu gewinnen ließen wir uns auf den Glockenthurm des Klosters führen und warfen im Vorbeigehen einen Blick in eines der Unterrichtslokale des Seminars. Zufälliger Weise war es das Zimmer für den naturkundlichen Unterricht. Wir waren nicht sehr

erstaunt, für Physik und Naturgeschichte hier treffliche Sammlungen vorzufinden, da es ja bekannt ist, wie die Jesuiten es nicht verschmähen, ihre Zöglinge mit weltlicher Gelehrsamkeit bis auf einen gewissen Grad auszurüsten. Die kleinen Knaben, alle wie Abbati gekleidet, begegneten uns auf Schritt und Tritt und nahmen sich sehr wunderlich aus, indem das friedliche Kindergesicht zu dem schwarzen Priesterrocke einen starken Kontrast bildete. Müslin wurde über diesen Anblick sehr ernst. „Die armen betrogenen Kinder!“ rief er einmal über das andere aus. „Ach! daß ich in alle diese jungen Seelen das Gefühl legen könnte, das den jungen Hölderlin schon als Knaben gegen Priester so einnahm. Kennen Sie die Stelle aus Hölderlins Empedokles? Sie verdient, bekannt zu sein.“ Und er recitirte:

„Ach! als ich noch ein Knabe war, da mied
Euch Allverderber schon mein frommes Herz,
Das unbestechbar innig liebend hing
An Sonn' und Aether und den Boten allen
Der großen, ferngeahndeten Natur;
Denn wohl hab' ich gefühlt in meiner Furcht,
Daß ihr des Herzens freie Götterliebe
Bereden möchtet zu gemeinem Dienst
Und daß ich's treiben sollte so, wie ihr.
Hinweg! — ich kann vor mir den Mann nicht sehn,
Der Göttliches wie ein Gewerbe treibt;
Sein Angesicht ist falsch und kalt und todt,
Wie seine Götter sind.“ —

Wir verließen das Kloster, nachdem wir die

Aussicht nur zerstreut bewundert hatten, da uns Beiden die Seele von ernsten Gedanken erfüllt war. Eine Erquickung einzunehmen wandten wir uns nach dem Wirthshaus „Aurora", das so schön ins abendbeleuchtete Arnothal hinabglänzte. Aber da auf der Terrasse des Gasthauses die Popen und Bonzen der ganzen Welt sich ein Rendez-vous gegeben zu haben schienen, — wir bemerkten englische Reverends mit der weißen Halsbinde und vornehme Violettstrümpfe, Mönche und an einem Seitentischchen zwei in schwäbischem Dialekt sich laut über theologische Themata unterhaltende protestantische Geistliche, — zogen wir vor, in einer kleinen Trattoria die über einer dunkeln Thalschlucht hing, unsern Abendtrunk einzunehmen. Hier wurde unsre Stimmung bei dem dunkeln Wein, köstlichen frisch gepflückten Trauben und Feigen bald eine bessere. Der Wirth setzte sich zutraulich zu uns und erzählte uns, da wir mit seinem kleinen Töchterchen uns unterhielten, wie er dieses Kind ängstlich behüte, da er trotz der gesunden Luft, die hier oben weht, schon zwei Kinder an der Halsbräune verloren habe. Dann berichtete er geschwätzig von der großen Gewerbeausstellung, welche nächsten Sonntag in Fiesole festlich solle eröffnet werden und schmunzelte im Gedanken an die vielen Bottiglie, die er an diesem Tage werde zu verkaufen haben. Hier oben werden hauptsächlich jene in der ganzen Welt berühmten

Florentiner Strohgeflechte fabrizirt, die als Hüte, als elegante Körbchen, Sonnenschirme und Fächer in den Magazinen aller großen Städte Europa's zu sehen sind. Natürlich kauft man sie hier zu einem wahren Spottpreise.

Während wir so plauderten, wurde die Thalschlucht unter unserm Fenster hell vom Monde, der hinter den nächsten Höhen des Apennin heraufkam und seine klaren Lichtwellen in alle Thäler des Gebirgs sandte. Wir machten diesen Mondaufgang zum Signal unseres Aufbruches und verließen Fiesole, der großen Straße folgend, die, stets den Ueberblick über die breite Arno-Ebene gewährend, in sanften Windungen sich den Berg hinabzieht. Wenig sprachen wir; aber um so völliger gaben wir uns dem Zauber der Mondnacht hin und fühlten tiefer als jemals:

„Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Am nächsten Morgen suchte ich den Rektor vergebens; er war schon aufgestanden, während ich noch schlief. Als ich ihm bei unserer würdigen Signora nachfragte, sagte mir diese mit einem eigenthümlichen Freudeleuchten in den Augen, er sei nach dem Giardino Boboli gegangen und habe ihre drei kleinen Kinder mitgenommen. Letzteres

wunderte mich einigermaßen. Denn diese Kinder störten uns jede Nacht im Schlafe durch ihr Schreien, so daß der Rektor einmal sogar, um Mitternacht, die schauerliche Aeußerung gethan hatte, der bethlehemitische Kindermord komme ihm nicht mehr so unbegreiflich vor und man dürfe den König Herodes nicht zu hart beurtheilen. Freilich! was sagt man nicht im Aerger, wenn man aus dem besten Schlafe aufgeweckt wird.

Auch ich begab mich also nach dem Frühstück in den Garten Boboli, der hinter dem Pitti-Palast gelegen, mit allen den Statuen, den Springbrunnen, Cypressen, Lorbeergebüschen und Myrthenhainen wie das verkörperte Sehnsuchtslied Mignons aussieht. Der „sanfte Wind, der vom blauen Himmel weht", fehlte nicht; es war ein köstlicher Morgen, durchaus nicht herbstlich, sondern sommerwarm, obschon wir in der letzten Woche des September standen. Schön ist in diesem ungeheuren, ausgedehnten Park, der seine Berge und Thäler hat, die Abwechslung von wilden Stellen, die an Geßner's immerhin sanfte Wildnisse gemahnen, mit Stellen, wo die Kunst Alles auf's Feinste eingerichtet hat. Zu letztern rechne ich eine wohl zehn Minuten lange Statuen-Allee, wo nämlich die von prächtigen Bäumen beschattete, mit dunklem feinkörnigem Kies bestreute Straße langsam zu einem Schwanenweiher hinab sich zieht zwischen Statuen hindurch, die zu beiden Seiten

des Weges so postirt sind, daß man sie alle auf einmal übersehen kann.

Am Weiher fand ich den Rektor mit den drei Kindern, die selig zu seinen Füßen spielten, nicht in jener aufdringlichen Art unserer Kinder, wo der Erwachsene immer den maître de plaisir machen soll. Diese Kleinen waren unter einander auf bescheidene stille Weise und doch mit italiänischer Lebhaftigkeit vergnügt. Müslin begrüßte mich lächelnd und wie zur Entschuldigung seines Thuns sagte er:

„Wissen Sie, daß diese Kinder seit sieben Wochen nie mehr aus der Stube gekommen waren? Und nicht, daß sie etwa krank gewesen wären. Behüte! Diese Kleinen wohnen, wie Sie ja wissen, über hundert Stufen hoch im fünften Stock. Natürlich läßt man sie nicht leicht diese vielen Treppen hinabsteigen. Und dann — wohin sollten sie? Die Mutter hat keine Zeit, mit ihnen zu gehen; die einzigen Ausgänge dieser vielbeschäftigten Hausfrau haben das Gedränge des Marktes zum Ziel, wohin man keine Kinder mitnehmen kann. Der Vater arbeitet den ganzen Tag in einer Alabasterschleiferei. Allein darf man die Kleinen nicht hinabschicken in die enge, von Wagen und Menschen stets überfüllte Straße. So bleiben sie wochenlang zu Hause, bis sie später doch wenigstens durch die Schulpflicht alle Tage den Weg zur nächsten Schule als Erholungszeit gewinnen. Die Sterb-

lichkeit muß unter solchen Kindern groß sein. Sehen Sie, wie blaß, dick und melancholisch sie aussehen, dabei freilich sehr sanft und frühzeitig schon gewohnt, mit Wenigem glücklich zu sein. Die Wohnstube ist ihre Welt und wie Vögel, die in der Gefangenschaft aus dem Ei schlüpften, die daher den Wald nie kennen lernten, wissen sie nichts Besseres. Vielleicht ist es nicht einmal Recht, daß ich sie hierher gebracht. Sie sind von all dem Glanz der freien Natur und der frischen Morgenluft wie berauscht."

In der That taumelte in diesem Augenblick der kleine fünfjährige Beppo, stolperte und fiel hin. Er stand sogleich wieder auf und wollte aus Gefälligkeit gegen den Rektor zu seinem Falle lächeln. Da gewahrte er an einem seiner Händchen, das er auf einen spitzen Stein aufgeschlagen, etwas Blut, und jetzt brach er mit Jammern aus in die Worte: „Oh! Sangue! Sangue! Sangue!" Zitternd umdrängten ihn seine Geschwister und dem Rektor standen Angsttropfen auf der Stirn. Ich klebte dem Kleinen, da mir ein englisches Pflästerchen nicht zur Hand war, eine Briefmarke auf die kleine Schramme. Alsobald war die gute Stimmung wieder hergestellt. „Un francobollo! francobollo!" schrieen die entzückten Kleinen und der Verwundete gab sich ein gravitätisches Ansehen, indem er die Geschwister versicherte, er sei jetzt frankirt und könne so gut wie jeder Brief nach

Rom oder nach Neapel reisen. Diese Reiselust doch in etwas zu befriedigen, verließ der Rektor mit den Kindern und mir den Garten und brachte die kleine Gesellschaft in einen nach dem Prato, dem eigentlichen Stadtparke, führenden Omnibus. Hier hatten wir ein artiges Beispiel guten Humors. Eine hübsche junge Mutter stieg in den Omnibus ein, mit Mühe ihren vierjährigen Knaben und einen großen Korb voll Gemüse nachziehend. Wie sie nun kaum Platz fand, sich zu setzen, ihren Liebling neben dem Korb plazirte, dem etwas barschen Omnibusführer die Taxe zahlte, dabei fünf bis sechs Soldi auf den Boden des Omnibus verstreute, die sie mühsam unter den Stiefeln und Stöcken anwesender Herren zusammensuchen mußte, behielt sie doch fortwährend bei solchen sich häufenden Beschwerden dasselbe strahlende, aus dem Herzen kommende Lächeln auf ihrem Seelengesicht und wußte noch, ihrem Kleinen ein munteres Scherzwort zuzurufen. In diesem Augenblicke begriff ich die ganze Fülle holdseliger Tugend einer Madonna della Sedia und fühlte, daß man anbeten dürfe, wo solche unergründliche Schätze von Liebe, Geduld, Sanftmuth und heiterm sich in die Weltschicken in einem Herzen verborgen liegen.

Während der Rektor die Kleinen im Prato mit Erfrischungen regalirte, durchstrich ich den Park, der durch seine Größe besonders imponirt. An Sonntagen kann hier ganz Florenz sich ver-

gnügen, ohne daß man deßhalb einander durch Gedränge beschwerlich fällt. Amüsant schien mir, daß man an einer einsamen Stelle dem in sich selbst verliebten Narziß, den wir aus Ovids Metamorphosen kennen, eine Inschrift geweiht hatte. Sie lautet:

Eterno monumento in questo luogo
Generosa pietà fonda a Narcisso,
Che vagheggiando al fonte il proprio viso
Morì consunto d'amoroso fuoco.

(In freier Uebersetzung:)

„Ein ewig Denkmal ward an dieser Stelle
Narziß von frommem Edelsinn gestiftet,
Dem Liebe zu sich selbst das Herz vergiftet,
Als ihm sein Antlitz spiegelte die Quelle.“

Sagte mir der Verstand, daß es lächerlich sei, einer noch dazu nicht einmal besonders sympathischen Gestalt der Mythologie unter uns ein Denkmal zu gönnen, so mußte ich hingegen der Phantasie zugestehen, daß gerade in einem Park die Erinnerung an den Geliebten der Nymphe Echo etwas Erfreuliches habe; zugleich mußte Einem dieser neue Beweis, wie der moderne Italiäner immer wieder der alten Dichter sich erinnert, angenehm sein.

Am Nachmittage unternahm ich ohne den Rektor einen Ausflug nach der Certosa, welche über dem Dorf Galuzzo liegt. Eine Strecke weit ließ ich mich in einem Wagen führen. Ein Leichen-

zug begegnete uns. Hier sah ich zum ersten Male die mir aus Bildern hinlänglich bekannten vermummten Mitglieder der Brüderschaft. In einem illustrirten Kinderbuche waren diese fackeltragenden Gestalten immer der Gegenstand meines Entsetzens gewesen. An und für sich nehmen sich auch wirklich Männer, deren Antlitz mit einem Tuche verhüllt ist, so daß nur die dunkeln Augen aus den Schlitzen hervorsehen, als Begleiter und Träger einer Leiche schauerlich genug aus. Aber als ich von dem erhöhten Standpunkte meines Wagens aus die Leiche gesehen hatte, — ein schönes junges Mädchen, das in Blumen gebettet im offenen Sarge lag, — wie schwand da vor dem Ernst des Todes und vor der heiligen Schönheit dieses jugendlichen starren Angesichts die ganze Vermummung der schauerlichen Brüderschaft zur bloßen nicht in Betracht kommenden, höchstens ärgerlich störenden Theatermaskerade. Wo es den Berg hinangeht, schickte ich den Wagen zurück. Drei Bettler, alle gleichzeitig sichtbar, lagen in gleichmäßigen Zwischenräumen den Berg hinan vertheilt am Wege. Zum Ersten, der mich anbettelte, sagte ich, indem ich auf seine beiden Kollegen hinwies, ich könne nicht allen Dreien geben; er solle selbst sagen, welcher am meisten eines Almosens bedürftig sei. „Nicht ich!“ sagte der Alte mit feierlicher Gebärde, „der Dritte dort oben ist der Aermste von uns; denn er ist blind.“

Natürlich konnte ich mich nicht enthalten, solche Uneigennützigkeit zu belohnen.

Das im 14. Jahrhundert erbaute Karthäuserkloster ist ein den ganzen Hügel beherrschendes, weit ausgedehntes Gebäude mit einem so umfangreichen innern Hofe, daß die Bevölkerung mancher mittelgroßen Stadt zufrieden sein könnte, einen solchen Marktplatz zu besitzen. Der stattliche schöne Pater Guardian führte mich umher. Ueber alle Kostbarkeiten, Gemälde und seltene Dinge, die er mir wies, entzückte mich aber die fast von Fenster zu Fenster wechselnde Aussicht nach einer der schönsten Gegenden Italiens. Doch machte ich dabei die Reflexion, daß vielleicht überhaupt die Welt, aus Klosterfenstern gesehen, sich der Phantasie schöner darstelle in dem melancholischen mit dem Weltbilde selbst kontrastirenden Rahmen. Mein Führer kannte offenbar alle Karthäuserklöster der Welt und wußte z. B. über die mir durch besondere Erinnerungen liebe, längst aufgehobene Karthause Itingen bei Frauenfeld im Kt. Thurgau trefflich Bescheid. Während wir noch redeten, schlug es dreiundzwanzig Uhr, fünf Uhr Abends, die Stunde, wo jeder Fremde das Kloster verlassen muß. So schied ich denn und freute mich auf dem Heimweg nach Florenz der malerischen Schönheit, welche auch bloße Ackergefilde in diesem Lande gewähren. Da stehen auf dem schwarzen Grunde die großen weißen Stiere am Pfluge, und der

Acker ist eingefaßt von Oliven- und Maulbeerbäumen, die unter sich durch die Festons traubenschwerer Reben verbunden sind. Es kam mir der Acker in Sinn, den Homer schildert, wo er den Schild des Achilles beschreibt. Auf dem Schilde war zu sehen

„Ein fettes, weiches Brachfeld
„Das zum dritten Male gepflügt ward. Viele der Pflüger
„Trieben auf und ab die angespannten Stiere;
„Und so oft ein Jeder erreichte das Ende des Ackers;
„Reicht' ein Mann ihm die Labung des schwärzlichen Weines im Becher.
„Eilig wandte sich Jener dann wieder zur folgenden Furche,
„Wieder wünschend ans Ende des breiten Neubruchs zu kommen.
„Dunkler schien die Erde hinter dem Pfluge“ u. s. f.

Für diesen Abend erwartete mich noch ein besonderer Genuß. Im Nicolini-Theater wurde die Oper: „Il matrimonio segreto“ von Cimarosa gegeben. Ich ging allein dorthin, da mir mein Freund zu verstehen gegeben hatte, er sei einer Art kleiner Naturoper auf der Fährte, von der er mir morgen wohl könne Rechenschaft geben. Auch hier erhielt man wieder an der Pforte des Theaters ein stark duftendes zierliches Sträußchen, dessen feines edles Aroma sich zu den schönen Illusionen, die Spiel und Musik uns vorzaubern, in genußsteigernder Weise gesellte. Ich war so

vorsichtig gewesen, das Libretto der Oper, -- von Giovanni Bertoto verfaßt — vorher durchzulesen.

Es ist dem Inhalte nach ganz und gar in der Art und Weise einer Goldoni'schen Komödie. Der heimlich mit der einen Tochter des Hauses vermählte Liebhaber bringt einen guten Bekannten, den Grafen Robinsonio, in die Familie, damit derselbe die andere Tochter heirathe und bei diesem frohen Ereignisse auch endlich die heimlich geschlossene Ehe dem Vater der Töchter dürfe offenbart werden. Aber der Graf Robinsonio, von der heimlich geschlossenen Ehe seines Freundes nichts wissend, verliebt sich sofort in die junge Frau seines Freundes, woraus viele Verwicklungen entstehen, bis zuletzt die heimlich Vermählten zu entfliehen beschließen, dabei überrascht aber endlich vom Vater zu Gnaden angenommen werden.

Das Beste bei diesem immerhin sehr einfachen Stoffe thut die Musik. Man schwimmt im goldnen Strom rein musikalischer Schönheiten. Nur Wohllaut auf Wohllaut drängt sich mit lieblichem Wellenschlag ans Ohr. Wir von manchen modernen Opernkomponisten oft mit Kakophonieen oder doch wenigstens mit starker Häufung von Dissonanzen gemaßregelten Nordländer kennen kaum mehr den ungetrübten Genuß einer Musik, die durch den Reiz einfacher Melodien und ebenso einfacher, reiner Akkorde ihre einzige Wirkung ausübt und doch eine so große Wirkung! Freilich

muß man hinzufügen: Wie sind hier zu Lande die Sachen einstudirt! Welche Achtung vor dem Publikum und vor der Kunst beweisen diese italiänischen Sänger und Sängerinnen! Da war kein ängstliches Blicken nach dem Souffleurkasten, keine auffallende Abhängigkeit vom Stabe des Kapellmeisters und doch größte Präzision in allen Einsätzen, in den Soli und in den Ensemblestücken. Dazu kam das lebendigste Spiel. Hierin glänzte besonders der den Vater Geronimo vorstellende Schauspieler. Unwiderstehlich war jede neue Veränderung seiner ausdrucksvollen Physiognomie. Ich glaube nicht, daß der beste deutsche Schauspieler im Stande wäre, das Gesicht herauszubringen, welches dieser Geronimo schnitt, als er seinen Töchtern mit Jubel mittheilte, der Conte Robinsonio werde in seinem Hause eintreffen und Eine von ihnen heirathen. Wer schon einmal auf guten Abbildungen jene köstlichen Physiognomien, welche die Chinesen ihrem Reichsdrachen geben, gesehen hat, mag einen ungefähren Begriff haben von dem wunderbaren Antlitz, das der glückliche Familienvater in dieser Szene dem Publikum zuwandte. Ich muß aber auch gestehen, daß die an gute Mimiker gewohnten Florentiner selbst überrascht waren von der Gewalt dieses Künstlers und ihn durch nicht enden wollenden Applaus belohnten.

Am nächsten Morgen überraschte mich der Rektor mit der Anzeige, noch heute reise er nach

Rom; er habe des Lieblichen jetzt genug genossen und sehne sich nach dem Majestätischen. Für mich als seinen treuen Mentor war dieß natürlich das Signal auch meiner eigenen Abreise. Ich eilte noch einmal in die große Sammlung und nahm Abschied von den herrlichen Kunstwerken. Ein solcher Moment ist stets schmerzlich. Gemälde wie die Madonna della Sedia, Statuen wie die Niobe sind, da sie wie Menschen in der Welt nur einmal so existiren, Individuen, mit denen sich ein geheimer, seelischer Verkehr hergestellt hat. Viele Jahre lang hat man sich gesehnt, sie einmal zu sehen; man hat nach mehr als dreißig Jahren unter Opfern endlich dieses Ziel erreicht; nun nimmt man Abschied wohl für immer. Es ist ein Stück Sterben in diesem Abschied. Man sagt sich: Du wirst diese Niobe nie mehr sehen; diesem edeln Welttheil bist du abgestorben, sobald du dort um die Ecke der Thür gegangen bist. Dann — um das nicht gelten zu lassen — kehrt man noch einmal zurück und drückt sich den Pfeil mit dem Widerhaken noch tiefer in die Brust.

XII.

Als wir nun wirklich im Zuge saßen, der uns nach Rom bringen sollte und schon das Wort „Roma“ auf dem Eisenbahnbillet eine Art magischer Wirkung auf uns ausübte, zog der Rektor ein beschriebenes Blatt triumphirend hervor und sagte: „Sie sollen jetzt erfahren, wo ich gestern, während Sie in der Oper saßen, gesteckt habe und was ich mir erobert.“ Auf dem Blatte sah ich, von unsicherer Kinderhand geschrieben, ein italiänisches Lied. Der Rektor erklärte mir nun, wie er in den letzten Tagen auf einer seiner einsamen Wanderungen durch die Stadt regelmäßig Abends sechs Uhr auf einem Platze nahe beim Markte eine Schaar von Mädchen angetroffen habe, welche daselbst zu ihrem Vergnügen einen Reigentanz aufgeführt und ein, wie ihm vorgekommen sei, merkwürdiges Lied dazu gesungen hätten. Denn zu dem frohen Tanzschritt ließen sie in dem Liede die Jungfrau Maria, Jesu Marter und Leiden und alle Heiligen allmälig erscheinen. So habe er denn nach und nach mit diesen Kindern ins Gespräch zu kommen

versucht. Da die ältesten Mädchen doch schon etwas über 12 Jahre zählen mochten, sei dieß keineswegs leicht gewesen. Denn in diesen großen Städten traut man nicht mit Unrecht einem unbekannten Fremden, der mit Mädchen auf einem öffentlichen Platze in der Abendstunde spricht, die schlechtesten Absichten zu, und die Kinder auch der ärmeren Volksklasse sind gewarnt, mit solchen Leuten sich nicht einzulassen. Allmälig aber hätten diese Kinder eingesehen, daß er nichts Schlimmes im Schilde führe. Er habe sie nun gebeten, ihm das Lied recht deutlich vorzusingen, damit er zunächst die Melodie sich merken könne; die Worte habe ihm das älteste Mädchen aufgeschrieben und er habe gestern schließlich zum Danke die ganze kleine Gesellschaft auf dem Platze mit gebratenen Kastanien und mit Süßigkeiten regalirt. Das Lied lautet, sowie es von dem Mädchen aufgesetzt worden, so:

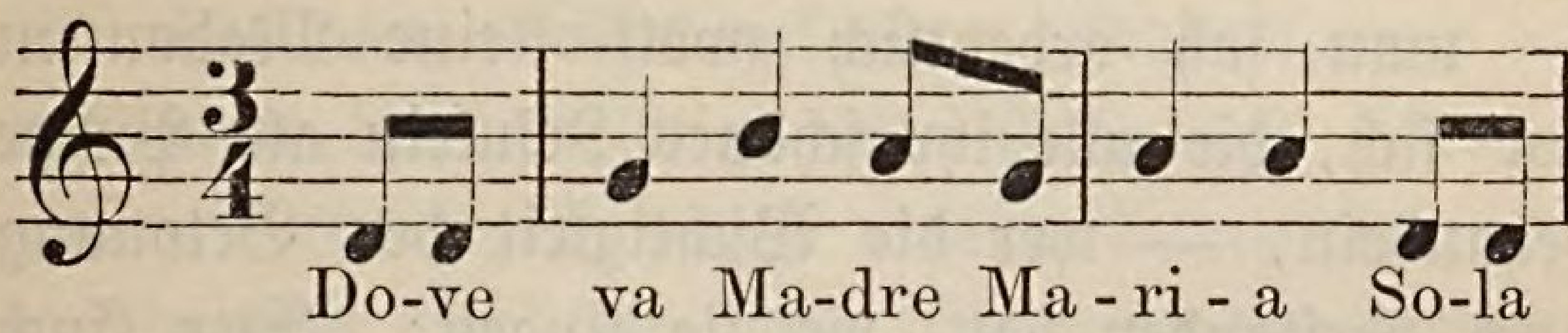
Dove va Madre Maria
Sola sola in questa via?
Va cercando il suo figliuolo,
Glie tre giorni che non lo trovo.
Lo trovai ai piè di un monte
Colle man legate aggiunte
Sulle spalle la croce aveva
Ed alzar non la poteva.
Sangue rosso egli versava.
La Madonna lo rasciugava
L'asciugava in gran dolore
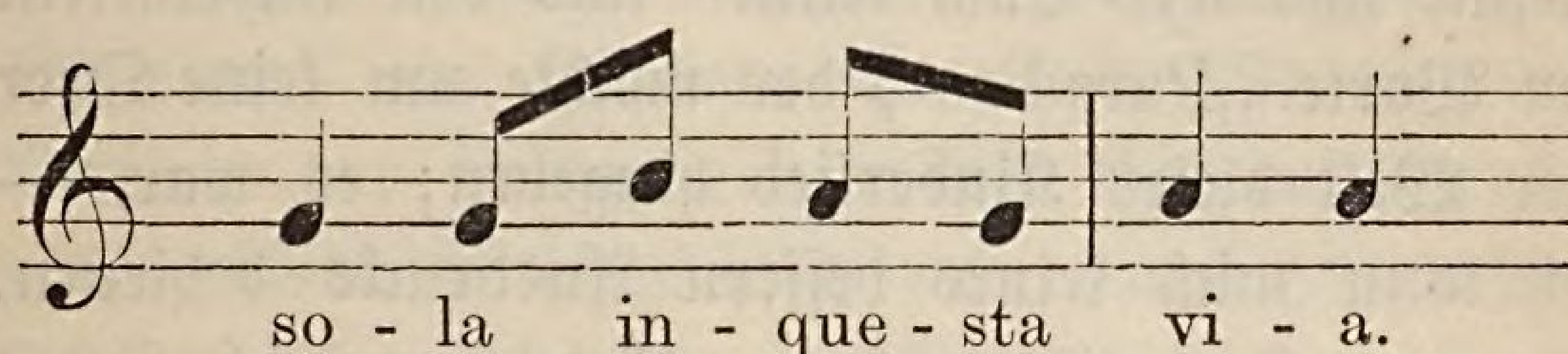
O Glie morto il redemtore,
E morì a Gerusalemme,
Era nato in Bettelemme
Senza fosce nè mantello
Per coprire il Gesù bello.
Gesù bello, e Gesù Maria,
Tutti gli angioli in compagnia.
Chi lo dice e chi lo sà
In paradiso gli anderà.
Paradiso glie dei santi
Ama Iddio e tutti quanti
Un mazzolin di fior a dio redentor.

In Uebersetzung:

Wohin geht Mutter Maria, einsam, einsam auf diesem Wege? Sie geht suchen ihr liebes Söhnlein; schon drei Tage, daß sie's nicht fand. Ach! sie fand es am Bergesfuße, seine Hände fest gebunden. Auf den Schultern trug das Kreuz es, und vermocht' es nicht zu heben. Rothes Blut floß ihm hinunter. Und die Mutter mußt' es trocknen, mußt' es trocknen mit großem Schmerze. Und so starb denn der Erlöser. Ja, er starb in Jerusalem. Und in Bethlehem war er geboren, ohne Windeln, ohne Mantel, zu bedecken den schönen Jesus. Schöner Jesus und Jesus Maria! Alle Engel in Gesellschaft. Wer Euch nennt und wer Euch kennt, wird ins Paradies eingehen, das die Heiligen ihm schenken. Liebe Gott und alle diese! Einen Blumenstrauß dem göttlichen Erlöser!

Die nach je zwei Zeilen in sich zurückkehrende Melodie dieses seltsamen Reigengesangs war die einfachste, die man sich denken kann. Hier ist sie:





„Wo in aller Welt“, sagte der Rektor, nachdem ich das Lied gelesen, „wo wird man einen solchen Text als Lied zum Ringelreigen noch antreffen? Einem Protestanten würde es als Profanation vorkommen, daß die Kinder zu einem Spiel, wo Eines in der Mitte des Ringes die um ihren verlorenen Jesus trauernde und nach ihm suchende Maria vorstellt, ein solches Lied singen. Und das Lied selbst schwankt zwischen religiösem Ernste und einer liebenswürdigen Schalkhaftigkeit. Wie ernst ist der Anfang; aber von da an, wo das schöne Jesulein angeredet wird, kommt ein heiterer Ton ins Ganze und das tutti quanti als Reim auf santi wie auch das tutti gli angioli in compagnia hat etwas entschieden Leichtfertiges. Vielleicht klänge das Alles auch im Munde deutscher Kinder widerlich. Aber wer

diese muntern Florentinermädchen es singen gehört hat, die Innigkeit des Tons bei der Klage, dann das Entzücken bei den Worten Gesù bello, — man sah ordentlich zwölf kleine Madonnen vor sich, die alle ihr schönes Jesulein als Puppe behandeln, — wer die Wichtigkeit der Betonung auch verstanden hat, wo sie singen: „Wer Euch nennt und wer Euch kennt" und den Jubelaccent im Worte „Paradiso", der möchte um keine Oper der Welt dieses Kinderlied hingeben; es war, — ich kann mich keines bessern Ausdrucks bedienen, — zum Katholischwerden. Und wenn ich Papst wäre, so schickte ich diese Mädchen mit ihrem Liede auf Propaganda aus. Wer wollte widerstehen? Man mag von den Ausschreitungen der römischen Klerisei sagen, was man will, das wird man nicht leugnen können, daß die katholische Religion eine Religion voll Leben, voll Glanz, voll Anschaulichkeit und eine frohmüthige Erfindung ist, überhaupt wie einst die Religion der alten Hellenen eine Religion, nicht ein trübseliger Moralkodex wie der Protestantismus, der mir wie ein unerfreulicher vom Winter her liegen gebliebener Schneehaufen vorkommt, von dem die Weltsonne täglich mehr und mehr fortleckt, bis er in rationalistischen und reformerischen Wasserbächlein ganz verlaufen sein wird."

Ich antwortete auf diese Expektoration des Rektors, der häufig im Eifer nur die eine Seite

der Dinge ins Auge faßt, einfach dadurch, daß ich ihm mein Billet vorwies und lachend sagte: „Nach Rom!“

Personen, welche auf einer Station, von der aus man das prächtige alte Felsennest Cortona gewahrt, einstiegen, gaben unsern Augen und Gedanken neue Beschäftigung. Ein windiges adeliges Offizierchen kletterte mühsam in den Wagen; sein Bedienter, ein kräftiger Bauernbursche, in der Uniform der Bersaglieri, reichte ihm das Gepäck nach. Aber so schwächlich war das Offizierchen, daß der Bauernbursche nachsteigen und den Handkoffer, den sein Gebieter nicht hatte ins Netzgeflecht des Waggons heben können, daselbst unterbringen mußte, was er ohne Anstrengung vollbrachte. Eine schöne junge Römerin, das schönste Mädchen, das wir bis jetzt in Italien gesehen hatten, stieg hierauf ein, und alsobald machte das Offizierchen Versuche, durch Galanterie die Aufmerksamkeit der Schönen zu gewinnen. Es gelang ihm auch. Der häßliche, kleine, schmächtige, skrophulöse Mensch mit den entzündeten Lidern, mit dem Monocle im rechten Auge, der Typus einer heruntergekommenen Race, war im Stande, die außerordentlich schöne, stattliche junge Dame, die er, obschon sie auf derselben Station wie er eingestiegen war, nicht kannte, für sich einzunehmen. Denn freilich war seine Wäsche untadelhaft weiß, sein Anzug — er trug nicht die Uniform — der

eines reichen Elegants; seine dänischen Handschuhe, seine feinen Stiefelchen an aristokratisch kleinen Füßen ließen das Abstoßende seiner Erscheinung, das Hinfällige in der Haltung seines schlaffen Körpers vergessen. Die Frauen nehmen körperliche Schönheit bei ihren Liebhabern gerne in den Kauf, wo sich's von selbst fügt. Aber Rang in der Gesellschaft und Reichthum lassen sie über den Mangel solcher Vorzüge der äußern Erscheinung hinwegsehen. Freilich mochte unsere junge reizende Römerin schwerlich weiter denken als an die augenblickliche Unterhaltung, die ihr die eifrigen Huldigungen des rasch erworbenen Anbeters gewährten. Dieses bildschöne Mädchen hatte bei ausdrucksvollen Zügen und prachtvollen dunkelblauen Augen, die mit dem schwarzen Hauptthaare seltsam kontrastirten, doch ein so sorglos munteres, naives Kindergesicht, daß man sich sagen mußte, dieser edel geformte Kopf sei doch im Grunde bloß ein Grasplatz für den Haarwuchs, eine runde Gelegenheit, etwas darauf wachsendes Krauses zu frisiren.

Jetzt begann aber die Aussicht aus den Wagenfenstern mehr und mehr unsere Blicke zu beschäftigen. Zu unserer Rechten tauchte ein Berg auf, der höchste in einem langen Höhenzuge, den wir bald als den von Horaz besungenen Soracte begrüßten; mich gemahnte seine Form an den Riesen und in diesem Augenblick gedachte ich mit

Liebe der fernen edeln Pyramide am Thuner See und eines Häuschens am rauschenden, in den See sich ergießenden Bache, von dem ich zu sagen berechtigt bin: Hic mihi praeter omnes ridet angulus terrarum. (Dieser Erdenwinkel lacht mir vor allen).

Die Wildheit der Campagna, durch die der Schnellzug mit rasender Eile dahinschnaubt, ist unbeschreiblich. Man glaubt nicht mehr in Europa zu sein, wenn man zur Rechten und Linken der Bahn nur ödes Haideland gewahrt, den Boden da und dort von der Sonnenhitze geborsten und zerklüftet, von winterlichen Wassern zerrissen, vielleicht auch von alten vulkanischen Erschütterungen. Heerden von Büffeln weiden auf der Steppe. Wilde Hirten zu Pferde, mit langen Speeren bewaffnet, in zottige Schaffelle gehüllt und von Hunden begleitet, die in ihrer Ungezähmtheit der Schrecken der Campagna sind, halten zuweilen dicht an der Bahn und sehen trotzigen Angesichts den Zug vorbeisausen, der einen Augenblick die Stelle der Wildniß mit dem Getöse der Zivilisation erfüllt, Andere liegen um Feuer herum, oder gallopiren in der Ferne hinter einer davoneilenden erschreckten Heerde nach. Es sind das Bilder, wie man sie auf der Pacificbahn erwartet, wenn man die endlosen Prairien des Westens durchschneidet. Jedenfalls geben diese römischen Hirten auf ihren struppigen Rossen den Vaqueros

von Sonora, den Gauchos der Pampas oder den rothen Sioux an malerischer Haltung nichts nach. Ein dunkler Gewitterhimmel erhöhte die Wirkung des Bildes.

Plötzlich rief ein Deutscher, der im Wagen saß, er sehe St. Peters Dom. Alles blickte hinaus und da bemerkte man in der That in großer Ferne eine vom Horizont sich scharf abhebende Kuppel. Der Eindruck war ein großer, aber, wie man alsobald sehen wird, ein der Phantasie angehöriger. Denn nach wenigen Minuten erkannten wir, daß wir eine riesige, aus Baumstämmen erbaute Hütte mit abgerundetem Giebel, die uns viel näher lag, als wir meinten, in Folge einer Augentäuschung für die ferne Peterskuppel genommen hatten. Erst eine Stunde später entdeckte der Rektor die wirkliche Kuppel, sagte aber, um keinen zweiten Allarm zu erregen, kein Wörtchen; nur kam mir vor, als blinke eine Thräne in seinem Auge.

Und als wir nun in den Bahnhof von Rom einfuhren bei den Thermen des Diokletian und uns von der Bahnhofhalle ein Relief entgegenglänzte, die Wölfin darstellend, welche Romulus und Remus säugt, da kam auch mir etwas Feuchtes in die Augen.

XIII.

Man ist, wenn man in Rom anlangt, gewissermaßen erstaunt, in dieser von unserer Phantasie längst geschauten Stadt das Leben und Treiben einer gewöhnlichen europäischen Großstadt anzutreffen, Droschken, die uns vom Bahnhof nach der Stadt bringen wollen, Stiefelputzer, Zeitungsträger, Gendarmen, Eisenbahnangestellte, Hotelbediente u. s. f. Man würde es fast begreiflicher finden, wenn dem Fremden wie in H'lassa, der Hauptstadt des tibetanischen Dalai Lama, eine Abordnung von Priestern entgegenkäme, mit der man erst über die Erlaubniß zum Eintritt zu parlamentiren hätte, und wenn man schließlich auf irgend einer Marmortreppe knieend auf den kapitolinischen Hügel hinaufrutschen müßte. Der Commis-Voyageur freilich empfindet von alledem nichts und setzt sich ganz unbefangen in die Droschke, als wäre er in Karlsruhe oder in Lyon. Auch wir geben übrigens ehrlicher Weise zu, daß wir gegen die bequeme Art, nach Rom hineinzugelangen,

vom rein praktischen Standpunkte aus nichts einzuwenden haben.

Wir fuhren mit dem Wagen so lange, bis wir eine Privatwohnung, die uns paßte, entdeckt hatten; sie lag am Fuße des Monte Pincio, also in einer der schönsten Gegenden der Stadt. Eine stattliche Signora mit glänzenden Belladonnakirschenaugen empfing uns sehr freundlich. In diesen Miethwohnungen spielt immer die Signora die Hauptrolle. Auch hier war zwar ein Hausherr vorhanden, noch dazu ein sehr stattlicher, von Weitem sogar martialisch aussehender Mann, der beim Einzug der italiänischen Truppen in Rom eine kriegerische Rolle — und zwar gegen die Päpstlichen — soll gespielt haben; aber im Hause spielte er gar keine oder eine sehr friedliche Rolle. Er wurde alle Tage auf den Markt geschickt und besorgte andere Hausgeschäfte im Auftrage seiner Frau, die ihre entschiedene Suprematie jedoch mit einer gewissen huldvollen Billigung der Handlungen ihres Ehemannes zu verbinden wußte.

Nachdem wir uns hier einquartiert hatten unter einer beispiellosen Sprachenverwirrung — denn mit der Signora sprachen wir italiänisch, mit einem irischen Kammermädchen englisch und mit einer Pariser Gouvernante, die das Haus mitregierte, französisch —, eilten wir, den schönen Abend auf dem Monte Pincio zuzubringen. Dieser zum öffentlichen Lustgarten verwandelte, von Pal-

men, Pinien und andern südlichen Bäumen überragte, mit Statuen geschmückte Hügel erhebt sich unmittelbar über der Piazza del Popolo, wo der uralte Obelisk steht, den Kaiser Augustus nach seinem Siege über Aegypten (10 Jahre vor Christi Geburt), nach Rom bringen ließ. Aber er trägt die Namen von Pharaonen, die mehr als tausend Jahre vor Christo geherrscht haben und Niemand weiß, wie lange diese Ehrfurcht gebietende Säule, vor der selbst das Alter der Stadt Rom zur Kindheit wird, vor dem Sonnentempel zu Heliopolis gestanden hat. Nun haben ja andere große Städte Europa's, London und Paris, auch ihre Obelisken; aber der Anblick dieser Monumente hat dort nicht eine so ergreifende Gewalt wie in Rom. Moderne Herrscher und modernes Geld haben in jenen Residenzen die Alterthümer Egyptens herübergeschafft; in Rom sind Namen wie Augustus, Tiberius, Caligula, Antoninus Pius, Sallust &c. mit diesen Denkmälern verbunden, die ohne diese Namen, rein an und für sich von einer zu grauen Vorzeit Zeugniß ablegen, als daß wir deutliche Vorstellungen mit ihnen verbinden könnten. Was ist uns König Seti-Mienptah I.? Aber wenn wir Augustus nennen, dann steht ein Zeitalter vor uns.

Als wir auf dem Monte Pincio standen und die ganze große Stadt Rom im Abendlicht zu unsern Füßen lag, da wurde uns auf einmal zu Muthe wie einem Pilger, der endlich den ersehnten

Gnadenort erreicht hat und sich dort nun glücklich, wie ein zur Ruhe gebrachtes Kind auf dem Schooße der Mutter fühlt. Ich konnte mich nicht enthalten, dieses Heimatgefühl, das uns Beide hier überkam, einer Art von Vivisektion zu unterwerfen, obschon ich das Mahnwort Goethes, wie es dem Zergliederer seiner Freuden zu gehen pflege, nicht vergessen hatte. Mich interessirte, zu wissen, weßhalb wir uns hier auf einmal so zu Hause fühlten. Und da stellte sich denn doch als Hauptgrund ganz einfach der Umstand heraus, daß wir seit vielen Jahren so oft anläßlich geschichtlicher Studien und anläßlich der Lektüre eines alten Klassikers die Lage der Hauptmonumente Roms auf einem Plan uns vergegenwärtigt hatten und durch gelegentlich in Gemäldeausstellungen angeschaute Veduten, welche Rom bald von diesem bald von jenem Hügel aus zeigten, so gut waren unterstützt worden, daß wir jetzt, weil Jegliches an dem Orte stund, den ihm unsere Phantasie von jeher angewiesen hatte, so ganz uns zu Hause fühlen konnten. Die Kuppel des Petersdoms drüben beim Vatikan überm Tiberstrom hilft ganz besonders zum Zweck der Distanzmessung und schnell weiß man, wo diese und jene Denkmäler, die man vom Monte Pincio aus nicht sehen kann, liegen müssen, weil man Anhaltspunkte genug hat, die Orientirungslinien im Geiste zu ziehen. Anders jedoch stellt sich die Sache heraus, wenn man in zu großem

Vertrauen auf diesen dem Geiste eingeprägten Situationsplan sich in das Gewirr der kleinen Gassen und Straßen einmal hineingestürzt hat, vollends zur Nachtzeit. Die hohen Häuser lassen überall nur die allernächste Umgebung erkennen, nirgends gewinnt man einen Ausblick und kann sich daher bei allem stolzen Selbstbewußtsein, Rom wie seine Tasche zu kennen, gründlich verirren, wenn man nicht durch Zufall auf einen der größern Plätze oder an irgend ein berühmtes Gebäude gelangt, das einem wieder zur Richtschnur dient. Wir haben diese Erfahrung öfters gemacht und sie demüthigte jeweilen unsern antiquarischen Gelehrtendünkel.

Obwohl die Dämmerung sich schon stark bemerkbar machte, gaben wir doch einem gleichsam magischen Zuge, der uns nach dem Tiberstrom und der Engelsbrücke lockte, unbedenklich nach und erreichten bei einfallender Nacht die Engelsburg, jenes alte Grabmal Kaiser Hadrians, das im Mittelalter zu einer Festung verwandelt wurde, von der aus Benevenuto Cellini den Connetable von Frankreich mit einem Kanonenschuß getödtet zu haben sich rühmt. Ueber dem Tiber lagerte ein grauer Nebel und ich warnte meinen Freund vor der Malaria. Aber er murmelte in den Bart: „Possen!“ Und so gingen wir unermüdlich weiter, bis wir auf dem St. Petersplatze vor dem Dome anlangten, den wir jedoch, da es nun vollständig

Nacht geworden war, nicht mehr betraten. Wir setzten uns in die allen Fremden wohlbekannte „Trattoria Europea“ und genossen ein einfaches, aber trefflich bereitetes Mahl mit ausgezeichnetem Weine. Die Preise sind in Rom um ein Beträchtliches höher als in Florenz, aber der Wein ist dafür überall besser. An einem Seitentische saß ein deutscher Kunsthistoriker, der soeben beschäftigt war, überzuschnappen. Offenbar hatte er den ganzen Tag über die vatikanischen Sammlungen studirt und nun überkam ihn beim Abendessen die ungefähre Schätzung von den unermeßlichen idealen Werthen, die er heute den ganzen Tag vor Augen gehabt; dazu gesellte sich das starke Bewußtsein, Er, Herr N. N. aus der guten deutschen Stadt X. sitze jetzt nach solchem Tage in einer Trattoria auf dem St. Petersplatze in Rom und sei eigentlich verpflichtet, ganz ungemein bedeutende Gefühle zu haben. Trunken also von der Größe der geschauten Kunstwerke, noch mehr vom Bewußtsein seines Eigenwerthes, endlich wohl auch ein wenig aufgeregt von dem starken italiänischen Weine, den er ohne Wasser trank, war dieses Menschengefäß zu klein, alle diese Dinge und vor Allem sich selber zu fassen. So warf er sich seufzend auf seinem Strohstuhle herum, stützte sich bald auf die linke, bald auf die rechte Hand, blickte mit rollenden Augen gen Himmel und führte viele malerische Stellungen aus, gleichsam

ein Sitz-Ballet, das den Gedanken mimisch ausdrückte: „Ich, Professor N. N. bin in Rom und bin hauptsächlich von allen diesen schönen Dingen so gerührt, weil dieselben jetzt mit mir, mit der Subjektivität des Professors N. N. in Verbindung getreten sind.“

Ich drang in den Rektor, der große Lust, sich hier festzukneipen, bezeugte, lieber an den Aufbruch zu denken, da uns bei so spätem Ueberschreiten des Tiber die berüchtigte Malaria leicht einen übeln Streich spielen könnte.

„Was ists mit dieser Malaria?“ sagte Müslin und sah mich groß an. „Ein Bischen Fieberluft mag ja wohl vorkommen. Aber wissen Sie, wo die wahre Malaria zu Hause ist? Nicht in Italien. Bei uns in unserer Heimat. In den Kaffeehäusern wohnt sie, wo am Nachmittage Beamtete und andere Leute, die ihre Zeit so gut brauchen könnten, schöne Stunden mit dem nationalen Kartenspiele hinbringen, in den Bierhäusern wohnt sie, wo Abends um fünf Uhr die würdigen Spießbürger aller Stände sich ein Stelldichein geben und zusammenhocken, um oft ärger als die berüchtigsten Fraubasen ihre Mitmenschen, besonders jeden seine eigenen Wege gehenden selbstständigen Mann, schonungslos zu verhandeln. Welche Malaria könnte solche Verheerungen anrichten wie das faule, unehrliche, verläumderische Biergeschwätz in deutschen und schweizerischen Landen? Die öffent-

liche Lüge vom Kaffeeklatsch der Frauen wird noch immer bei uns sprichwörtlich festgehalten und von den wackern Bierhausehrenmännern besonders gern im Munde geführt, als wäre der Männerklatsch beim Bier nicht täglich ein tausendmal größerer und in seinen Wirkungen meist ein gefährlicherer. Man erhebe doch eine Statistik darüber, wie viele Frauenkaffeevisiten auf das hundert solcher Alltagsbierhockereien der Männer kommen. Da ist die wahre Malaria zu Hause. Bald erhitzt sie die Trinker über einem politischen Thema, das sie furchtlos dreschen, das aber häufig zu gegenseitiger Erbitterung und innerlicher Entzweiung führt, bald hüllt sie die Gesellschaft in einen Nebel des persönlichen Eigendünkels, wo Jedem vorkommt, er sei doch verflucht gescheidt und bringe schlaue Einfälle vor, oder in eine Wolke eines häufig sehr grundlosen Gemeindestolzes, die Einen verhindert, die Schäden des eigenen Gemeinwesens einzusehen; dann wieder täuscht sie junge nach Ehren strebende Leutchen, die um irgend einen Magnaten sitzen, glücklich, mit ihm trinken und rauchen zu dürfen, mit der Illusion eigenen künftigen Einflusses auf die öffentlichen Dinge. Denn selten wissen unerfahrene junge Männer, daß Bierhausfreundschaften kaum so lange dauern als ein Bierrausch. Da und dort knüpft man in dieser Malaria auch ein Komplott an, eine partielle Gemeindeumwälzung, eine Schulintrigue und andere kleine Verschwörungen.

Dabei sind Alle, Alle, wie Antonius in seiner Rede sagt, „Alle ehrenwerthe Männer“ und wie schütteln sie sich die Hände, wie stoßen sie mit den Humpen an und blasen zur Verbesserung des Biers einander die Zigarrenwolken in den Gerstensaft! Nein! wer diese Malaria der Heimat ertragen kann, der mag zur unschuldigen Malaria Italiens lachen. Diese mag uns mit einem Fieberchen durchschütteln; Chinin hilft dagegen. Aber was hilft gegen jene Seelenseuche, die noch dazu von Allen als rothwangige Gesundheit empfunden wird?“

Diese strenge heftige Rede des Rektors rief in mir die Besorgniß wach, der nächtliche Gang möchte bereits meinem Freunde geschadet haben. Denn obschon ich im Ganzen ihm Recht gab, schien er mir doch in einzelnen Ausdrücken mehr als gewöhnlich übers Ziel hinaus zu schießen. Auf dem Heimwege wurde er aber wieder ganz ruhig und heiter und als wir zufällig am Pantheon vorüberkamen, drückte er mir die Hand mit den Worten: „Es ist ja nicht der Rede werth, über Eintagsfliegen sich zu ereifern, wo Einen die Ewigkeit Nachts von allen Seiten mit großen dunkeln Augen anblickt.“

Am folgenden Morgen begannen wir unsere Wanderungen durch Rom, zuweilen vereint, zuweilen Jeder einsam für sich. Im letztern Falle trafen wir uns doch immer Abends in einer be-

stimmten Trattoria, wo wir unsere Erlebnisse des Tages einander erzählten und uns von Herzen gegenseitig über Alles aussprachen.

Mein erster Gang war auf's Kapitol gewesen. Das Kapitol mit seiner schönen Treppe nach der Stadt zu, mit seinen umfangreichen Seitengebäuden und dem steilen Abhang des sogenannten tarpejischen Felsens bildet die Grenze zwischen dem modernen Rom und dem antiken Forum Romanum, welches letztere unmittelbar hinter dem Kapitol beginnt und sich mit einer fortlaufenden Reihe von Säulen, Triumphbogen, Ueberresten von Tempeln, öffentlichen Bädern u. s. f. langsam bergan zieht, um im Kolosseum seinen imponirenden Abschluß zu finden. Alle diese berühmten Dinge: Kapitol, Triumphbogen des Konstantin, des Titus, des Septimius Severus, Kolosseum und dazwischen viele kleinere antike Ueberreste liegen übersichtlich beisammen auf einem Flächenraum, den man in einer Viertelstunde quer zu durchgehen vermag. Das Trajansforum freilich liegt mitten in der modernen Stadt, um etwa sechs Fuß tiefer als die seine Seiten umgebenden Straßen und es nimmt sich dieses Stück der wiederausgegrabenen Roma mitten unter den modernen Häusern wunderbar genug aus.

Liebespaare, die sich an besonders klassischer Stätte möchten vereinigen lassen, mögen hiemit erfahren, daß in Rom das Civilstandsamt auf

dem Kapitol selbst seinen Sitz hat und daß die altberühmten Initialen S. P. Q. R. (Senatus Populusque Romanus) über der Pforte des weltlichen Hymen's prangen, wie übrigens an allen offiziellen Orten; sogar die Dienstmänner der Stadt tragen diese Buchstaben auf ihren Kappen.

Selbstverständlicher Weise geht man oft und mit Vorliebe aufs Forum; wer hätte mit einmaligem Sehen dieser berühmtesten Denkmäler der Weltgeschichte genug? Immerhin ist es nicht so sehr der Wunsch, an diesen Werken etwas, was man noch nicht bemerkt hat, zu sehen, als vielmehr das Verlangen, auf so klassischer Stätte zu stehen, was uns immer wieder hinzieht. Denn im Grunde kennt man ja von zu Hause aus Abbildungen, die man unzählige Male gesehen hat, einen Triumphbogen des Titus auswendig. Aber wenn man nun darunter durchgeht und sich sagt, daß unter diesem Bogen, an dessen Seitenflächen die berühmten Tempelgefäße aus Jerusalem in Relief dargestellt sind, wirklich die Sieger über Juda durchgezogen sind, dann ist man eben unmittelbar von der Macht der historischen Erinnerungen gefaßt und kommt in eine Gemüthsstimmung, die keiner andern sich vergleichen läßt.

Eines Abends besuchte ich mit dem Rektor das Kolosseum. Die ungeheuren Massen des alten Amphitheaters leuchteten im rothen Abendscheine. Wir stiegen in die höchsten Sitzreihen

empor und blickten staunend in die Tiefe des Zirkus. Aber mit keinem Worte wollte mein Freund einstimmen in die Bewunderung, die mich für diesen Riesenbau erfüllte. Endlich direkt von mir aufgefordert, ließ er sich also vernehmen:

„Ich bin im Ganzen kein Freund des Kreuzes. Aber hier vermisse ich das große Kreuz, das ehemals, wie ich aus noch nicht alten Abbildungen gar wohl weiß, in diesem Riesenrund aufgepflanzt war. An dieser Stelle soll es stehen, ein Siegeszeichen der Religion der Liebe über jenes grausame Volk, das hier die blutigen Feste gefeiert hat; hier wird mein Wohlgefallen am Kunstwerth des ganzen Baues weit überwogen durch das ernste Mitgefühl am menschlich Traurigen, das in diesem Runde sich ereignet hat. In diesen alsdann mit Menschen gefüllten weiten Todeskrater wurden Märtyrer geschleppt — ich nenne sie alle Märtyrer, auch die heidnischen Gladiatoren, die hier kämpfen mußten — aber ich denke doch zumeist an die christlichen Märtyrer, die waffenlos den Ungeheuern hier Preis gegeben wurden. Dort standen im weißen Kleide der Unschuld junge Christinnen, zitternd, das edle, blasse Antlitz auf das Raubthier gerichtet, dessen Brüllen die letzten Nächte schon ihnen den Schlaf geraubt. Denn diese Unglücklichen wurden hier in Kerkern verwahrt, die in nächster Nähe der Käfige sich befanden. Im ganzen weiten Runde starrten nur harte Gesichter die Opfer an, Physiognomien,

begierig, die Todesart, den Sprung des Raubthieres, den ersten Schlag, sein erstes Anfassen mit dem Rachen, das Zerreißen der Glieder zu sehen. Es ist ein Volk von Teufeln gewesen, dieses römische Volk und darum gehört in dieses Theater das Kreuz."

Ich erlaubte mir die Einwendung, daß mit diesen Worten denn doch dem Heidenthum zu viel und dem Christenthum zu wenig geschehe. „Hat das alte Hellas solche amphitheatralische Grausamkeiten gekannt?" warf ich ein. „Und hat das Christenthum nicht seine Autoda-Fé's, seine Inquisitionsfolterkammern, seine Hexenverbrennungen? Ich glaube vielmehr, daß wir in diesem Falle mit einer grausamen Rasse, einer blutgierigen Nation zu rechnen haben. Das waren die Römer zu jeder Zeit. Sie kennen das Verfahren der Römer, wenn sie eine Stadt eingenommen hatten, auch noch zur Zeit der Scipionen; die Frauen und Mädchen wurden zu Sklavinnen gemacht, die Männer und Jünglinge geviertheilt; selbst die Hausthiere, Hunde, Katzen, wurden in vier Stücke zerschnitten und über die niedergebrannte, ausgetilgte Stadt führte man den Pflug. Diese Gier nach Blut ist Sache der Rasse, wie dieß übrigens in der gestrigen Zeitung (Fanfulla, 12. Oktober 1879) ein römischer Poet Giosuè Carducci selbst zugesteht. Er stellt in zwei trefflichen Gedichten jene Römerinnen, welche einst im Zirkus mit zur Erde gerichteten

Daumen dem siegenden Gladiator das Signal zum Todesstreiche gaben, den modernen Römerinnen gegenüber, welche sich heute in den Schwurgerichtssaal drängen, wo der Ehebruch- und Mordprozeß Fadda soeben verhandelt wird, der ja seit Wochen ganz Rom in Athem setzt. Dieselbe Wölfin, Roms Amme, die, vom Blutgeruch der mit Leichen bedeckten Arena angelockt, die weißen Zähne wies, knirscht heute vor Lust, wenn die von Angstschweiß bedeckten Schuldigen dem Tribunal vorgeführt werden; die eben so großen Seelenqualen dieser auf Leben und Tod Angeklagten sind den modernen Römern dasselbe nur feinere Schauspiel, welches ihren Ahnen die Qualen der im Zirkus zu Boden geworfenen Fechter waren. So kommt Carducci in seinem strengen, an die römischen Frauen besonders gerichteten Gedicht zu einem ganz andern Schlusse. Wohl erinnert er sie an ihr Christenthum, aber er setzt hinzu: Zu Priestern gingt ihr in die Schule! seid Moderne! und habt in euern Adern Aretin und Loyola."

(„Ma voi siete, cristiane, o Maddalene!
Foste da' preti a scuola.
Siete moderne! Avete nelle vene
L'Aretino ed il Loiola.")

„Daß die Rasse starken Einfluß habe", replicirte Müslin, „muß ich zugeben. Die romanischen Völker sind, wie mir vorkommt, grausamer als wir Nordländer. Spaniens Stiergefechte und die

fühllose Behandlung, der die Pferde und Esel hier zu Lande ausgesetzt sind, mögen das beweisen. Aber was mich hier im Kolosseum so ergreift, ist der Gedanke, daß gerade die Bekenner einer Religion der Liebe und Milde hier für diese Religion bluten mußten. Und daß das Christenthum, trotz allen schrecklichen Ausartungen, die es im Mittelalter und noch später erfahren hat, solchen Grausamkeiten im Prinzip entgegensteht, während die antiken Religionen theilweise sie begünstigten, theilweise sich indifferent gegen dieselben verhielten, bleibt doch unläugbar. Ich stehe dem Christenthum so objektiv gegenüber wie irgend einem uralten Azteken-Cultus, da ich glaube, daß für den Gebildeten unserer Zeit im reinen Humanismus alle Ideen liegen, die ihm zur Erhebung und zum innern Frieden dienen. Aber gerade deßhalb schätze ich auch unbefangen sein Gutes, wie ich z. B. in der Buddha-Religion die Thierliebe zu würdigen weiß."

Dieser Objektivität rühmte sich Rektor Müslin nicht mit Unrecht. Als wir am Nachmittag das Pantheon besuchten, donnerte Müslin, der im Kolosseum das Kreuz wollte aufgerichtet sehen, gegen den im Pantheon aufgestellten katholischen Altar. „Hätten wir nur die verdammte kleinliche Orgel dort draußen und alle diese christlichen Götter, dort diese süßlich lächelnde Komptoirdame des Katholizismus, wie Heine so treffend die

Madonna nennt, und das Heiligengesindel in den Nischen, wo Apollo, Diana, Venus, Juno und andere gute kräftige Heidengötter einander zublinzeln sollten, wie sie eigentlich noch immer auf Erden Geltung haben. Denn ihr Reich wollte immer nur „von dieser Welt“ sein; und da diese schöne Sinnenwelt noch existirt, so sind auch sie noch in uns mächtig.“

Eine von einem Kardinal herrührende Inschrift ließen wir jedoch in diesem antiken Tempel herzlich gern gelten, die vom Kardinal Bembo zu Ehren Raphaels hier angebrachte Grabschrift. Sie schließt mit dem schönen Distichon:

„Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori.“

(Jener Raphael ist derselbe, von dem, als er in Vollkraft blühte, die große Mutter aller Dinge besiegt zu werden, als er starb, mit ihm zu sterben, fürchtete.)

Eine der schönsten Privat-Gemäldesammlungen in Rom ist bekanntlich die im Palazzo Borghese. Hier glänzt besonders jenes berühmte Bild von Domenichino „die Jagd der Diana“, welches dem modernen Maler Hans Makart bei seinem Gemälde gleichen Namens vorgeschwebt zu haben scheint. Dieser Titel ist für Domenichino's Bild jedoch nicht gut gewählt; denn dasselbe stellt nicht sowohl eine Jagd vor als vielmehr ein kleines Schützenfest, welches die Göttin zu eigener Lust

und ihren Nymphen zur Freude angestellt hat. Im Hintergrunde hängen die Preise: Ein Hifthorn, ein Pfeil, eine gestickte Schärpe und neue glänzende Sandalen. Es handelt sich darum, den Vogel herabzuschießen. Das Ziel ist ein Rebhuhn. Wohl springt ein großer Rüde mit wüthendem Gebell beim Schusse auf und kann kaum von der ihn am Halsband fassenden Nymphe zurückgehalten werden; aber er thut das nur so aus Gewohnheit, da sonst der fliegende Pfeil gewöhnlich ein verwundetes, fliehendes Wild bedeutete. Zwei Dienerinnen tragen in der Ferne ein Reh, das sie zur Mahlzeit zubereiten sollen; andere Mädchen vergnügen sich mit Wettlaufen; im Vordergrund plätschert eine Nymphe gleichgültig gegen die Erfolge der nach dem Ziele Schießenden im kühlen Waldteiche, wo auch eine Andere, soeben dem Bade Entstiegene, gemächlich auf ihre Kleider sich gesetzt hat, das Abtrocknen des schönen geschmeidigen Leibes der lieben Sonne überlassend. So genießen wir im Bilde eine Szene, wie sie die Dichtung im Orlando, im Pastor Fido, in der Gerusalemme Liberata uns schenkt.

Es ist eigenthümlich, daß wir in der klassischen deutschen Literatur nichts dergleichen haben; denn Wieland kommt nur theilweise in Betracht, da er seine derartigen schönen Anschauungen immer wieder selbst zerstört durch seine dazwischen geworfenen geschwätzigen Expektorationen, die keine

Vertiefung in das wirklich Schöne der Situation zulassen. Man sage nicht, solche Stoffe seien lediglich malerisch und daher nicht geeignet zur Wiedergabe in Poesie, deren Pulsschlag doch unausgesetzte, fortschreitende Handlung sein müsse; man sage es nicht im Hinblick auf die angeführten Beispiele italiänischer Epiker und nicht im Hinblick auf Shakespeare, der sogar der gesteigerten Handlung des Dramas solche Situationen zu Grunde zu legen wußte. Man denke an den Sommernachtstraum, an das Wintermärchen und besonders an „Verlorene Liebesmüh". Vielleicht ist das spießbürgerliche Stadt- und Stubenleben der deutschen Poeten der Darstellung solcher glücklichen Momente, wo freie Wesen in der frischen Waldesnacht wie Naturgötter ungebunden schwärmen, hinderlich gewesen. Goethe, der solches Wald- und Naturleben kannte, hat denn auch, im Wilhelm Meister besonders und an andern Orten, Situationen, die solchen Genuß darstellen. Im Ganzen aber hat die klassische deutsche Literatur mehr die Richtung nach dem Geistreichen als nach der lebensvollen, farbenprächtigen Wiederspiegelung des schönen Weltbildes genommen, und so ist das Epos, das gerade in dieser Wiederspiegelung sein Wesen offenbart, ein Stiefkind in der neueren deutschen Literatur. Daß die häufig so phrasenhaften Dramen, die oft nur die Geschicklichkeit des Autors beweisen, einen unerfreulichen Konflikt fünf

Akte durch bis zum Untergang der Hauptpersonen durchzuführen, einen Ersatz für eine das Herz erfreuende Ariostische Epik gewähren können, möchten wir verneinen.

Ein sehr interessantes Bild von Caravaggio kann ich nicht unerwähnt lassen. Die heilige Anna, die Madonna und das Jesuskind sind in dem Augenblick dargestellt, wo das Kindlein im Sinne der symbolischen Weissagung einer Schlange, die sich am Boden windet, auf den Kopf treten soll. Aber der Maler hat mit seinem Menschengefühl in diesen kirchlichen Stoff einen reizenden Zug gebracht: das Knäblein fürchtet sich, wie das so natürlich scheint, sein Füßchen auf den häßlichen Kopf des Wurms zu setzen. Also hat, — und wie hübsch ist das gezeichnet! — die Madonna ihren weißen Fuß unter das Füßchen des Kleinen geschoben und er tritt nur auf den Fuß der Mutter, aber — für die Schlange — mit voller Wirkung, da die Mutter ihrerseits das eigentliche Zertreten übernimmt. Vielleicht ist zwar dieser so natürliche, menschliche Zug zugleich eine beabsichtigte Verherrlichung der Madonna über Jesus hinaus und mit bewußtem Gegensatz gegen die lutherische Ketzerei geschaffen, gleichsam andeutend, durch die Madonna erst habe die Erlösungsthat Jesu volle Wirkung. Sei dem wie immer, das Bild fesselt und gehört zu den Perlen im Palast Borghese, über dessen Kunstschätze man leicht ein Buch zu schreiben vermöchte.

Ich hebe nur noch zwei Bilder hervor, erstlich das geniale Bild von Paolo Veronese, welches darstellt, wie der h. Antonius den Fischen predigt. Welche Meerlandschaft! Wie gewaltig hebt die Gestalt des Predigers auf dem schroffen Uferfelsen sich vom Himmel ab; und wie märchenhaft kühn und im Einzelnen doch so realistisch ist das Heranschwimmen der von fernher zuwimmelnden Fische gemalt! Das andere Gemälde, „die drei Menschenalter“ von Sassoferrato nach einer Idee Tizians, ist von rührender, herrlicher Schönheit; besonders kann man den Blick kaum wegwenden von der die Jugend und das Glück der Liebe darstellenden Gruppe eines liegenden Schäfers, dem seine Liebste, eine reizende Mädchengestalt, auf die Kniee des Jünglings sich stützend, gegenüber sitzt; welche ungeschwächte Jugendkraft liegt in den klaren, blitzenden Blauaugen, in dem stolzen weißen Nacken des Mädchens, das mit so glücklich heitrem Ausdruck im schönen Antlitz, ganz versunken scheint in die Betrachtung dessen, dem sie ihr Herz geschenkt. Das edle Rund des mit reichem blondem, aber schlichtem Haar bedeckten Hauptes ist wie jeder Zug der Zeichnung von großer Wirkung. Es kam mir vor, in diesem alten Bilde sei das Ideal verwirklicht, das dem edeln Maler Anselm Feuerbach bei seinen Bildern sichtlich vorgeschwebt hat.

Alles jedoch, was man jemals in Malerei

Schönes gesehen hat, wird verdunkelt, wenn man endlich im Vatikan die raphaelischen Stanzen schaut. Der Eindruck, den man hier empfängt, ist der erhabenste, den die Kunst überhaupt hervorzurufen im Stande ist. Jede einzelne Gestalt auf diesen Darstellungen des Parnasses, der Messe von Bolsena, der Disputa, der Schule von Athen u. s. f. ist von einer unbeschreiblichen Grazie, und doch geht die Hauptwirkung nicht von solchen einzelnen Gestalten aus, sondern dieses Zusammenklingen der ganzen Malerei rings an allen Wänden, diese reine Harmonie der Zeichnungen und der Farben, das ist es, was so ergreift, daß man jetzt zum ersten Male Augen bekommen zu haben glaubt und auf bisher genossene Kunsteindrücke sich kaum mehr besinnen mag. Die raphaelischen Loggien daneben wirken noch durch ihre Frische, aber die Bilder sind mit den großen Gemälden der Stanzen nicht in Vergleich zu setzen. Fast das Schönste in den Loggien, aber leider dem Verfall sehr nahe, sind die Verzierungen, welche die Hauptbilder seitlich einfassen.

Wenn man, nachdem man die Fresken der Stanzen Raphaels bewundert hat, einen Schritt in die päpstliche Gemäldegallerie setzt, die nicht groß ist, aber nur Meisterwerke ersten Ranges besitzt, ist man anfänglich außer Stand, diese vortrefflichen Bilder zu würdigen, so wirken die Fresken Raphaels nach, den Geist souverain be-

herrschend. Nach und nach kommen dann diese Oelgemälde zu ihrer Geltung, die berühmte Transfiguration Raphaels, sein letztes Werk, dann die Madonna von Foligno desselben Meisters, das poetische Bild Giulio Romano's, welches den mit sprossenden Blumen gefüllten Sarkophag der auferstandenen Maria zeigt, die von oben in himmlischer Schönheit auf das Grab, das sie nicht halten konnte, niederlächelt. Ein Prachtstück für Gewandung und Schmuck ist die Kaiserin Helena von Paul Veronese. Ergreifende Märtyrerbilder hat die Sammlung des Papstes mehrere aufzuweisen, z. B. die Kreuzigung Petri von Guido Reni. Mir kam bei Betrachtung dieses Bildes der Gedanke, wie doch die Kirche, die solche Märtyrerszenen mit so großer Gewalt darstellen ließ, selbst so vielen das Martyrium bereiten mochte. Kam ihr denn nicht in den Sinn, daß auch den von der Kirche um ihres Glaubens willen Gemarterten, einem Huß, einem Arnold von Brescia und tausend Namenlosen, die sie hinwürgte, Engel des Himmels im Augenblicke des Martyriums Rosen- und Lorbeerkränze ebenso gewiß vorhielten, als jenen christlichen Märtyrern? Dieser Gedanke war recht ketzerisch in Erwägung des Ortes, wo ich stand. Aber unwillkürlich erinnert man sich vor solchen erschütternden Marterszenen des Ausspruches, den Shelley gethan: „Das Blut, welches die Bekenner des Gottes der Barmherzig-

keit und des Friedens seit der Einführung seiner Religion vergossen haben, würde wahrscheinlich genügen, um die Anhänger aller andern Sekten, die jetzt auf der Erdkugel wohnen, zu ersäufen."

Rom ist eine an edeln Gebäuden und Kunstwerken aus allen Zeitaltern so reiche Stadt, daß, wie einst Thorwaldsen zum dänischen Kronprinzen sagte, auch dreißig Jahre, die man in dieser wunderbaren Stadt zugebracht hat, wohlgemerkt als Künstler und daher offenen Auges für alles Schöne zugebracht hat, Einen noch nicht in Stand setzen, Alles zu kennen, was die Kirchen und die Paläste an Kunstschätzen enthalten. Wer nun vollends seinen Aufenthalt in Rom nur nach Tagen zählen kann, wird beim besten Willen kaum die Werke ersten Ranges zu besehen im Stande sein. Die vatikanische Statuensammlung, ihre Schwester-Sammlung auf dem Kapitol, der St. Petersdom, die sixtinische Kapelle im Vatikan — das sind vier solcher heiliger Stätten im gelobten Lande der Kunst, an denen der gläubige Pilger muß angebetet haben. Rektor Müslin und ich besuchten sie denn auch mit Andacht und meine Achtung geht so weit, daß ich von ihnen schweige.

XVI.

Wenn nun die Siebenhügelstadt mit der Ueberfülle von Kunstwerken, die sie enthält, den Besucher beinahe erdrückt, dann flüchtet er sich gewöhnlich in die nahen Sabiner-Berge. Zwei Ausflüge sind es besonders, die ihn locken: Tivoli und über Frascati zum Nemi- und Albaner-See. Am 9. Oktober machten wir den Ausflug nach Tivoli. Eine langsam schleichende Eisenbahn schleppte uns den Bergen zu. Man kann bis nach Tivoli den Berg hinan fahren. Wir stiegen aber am Fuße des Berges aus und gingen die Straße bergan unter uralten Olivenbäumen. Ein Knabe von 11 Jahren bot sich uns als Führer und Rektor Müslin kam alsobald in eifriges Gespräch mit dem intelligenten, hübschen Jungen, der sich Niccolo Fritello nannte. Der Knabe erzählte uns, daß er in die Schule gehe, jedoch nur zwei Mal in der Woche, Sonntags für eine Stunde und Donnerstags für zwei Stunden beim „prete“. Auf weiteres Befragen berichtete er, man lerne Lesen und Schreiben in der Schule, aber nicht Rechnen. Daß

die Kinder letzteres Fach in der Schule betreiben, ist hier in der That nicht nothwendig, da sie durch den Bettel und durch den kleinen Kramhandel, den sie unter einander treiben, sich praktisch in arithmeticis üben. Was für Gegenstände in diesen Handel kommen, sollten wir alsobald sehen, indem unser Niccolo zu seinem großen Entzücken in einem Gebüsch eine abgestreifte Schlangenhaut erblickte, ein „Schlangenhemd“ (camigia di serpente), wie er sich drastisch ausdrückt. Er wickelte das schuppige Hemdchen sorgfältig um einen glatten Stab und versicherte uns, er werde vielleicht zwei Soldi dafür lösen beim Söhnchen des Wirthes zum Sibyllatempel.

Das Wirthshaus zum Sibyllentempel führt seinen Namen mit größerem Recht, als bei uns Wirthshäuser zum Bären, zum Löwen, zum Adler u. s. f. heißen; denn wo sind diese Thiere im Wirthshause zu treffen, nach denen der Gasthof sich nennt? Aber der kleine Sibyllentempel über den berühmten Wasserfällen steht innerhalb des Wirthshauses und man war bereit, uns unser Mittagessen im Tempelchen aufzutragen, was aber Rektor Müslin nicht leiden wollte. Dennoch schützten wir den Ort nicht vor Profanation; denn zwei englische Juden, die nach uns anlangten, ließen sich an der geweihten Stelle und in der herrlichen Aussicht über die Fälle ein copioses Mahl serviren und behandelten nach dem Essen,

Kaffee trinkend, rauchend und spuckend die antike Cella wie ein modernes Gartenhäuschen. Müslin zog mich unwillig fort und wir besuchten, von unserm kleinen Führer geleitet, die in der Thalebene gegen Südwest gelegene Villa Hadriana, den berühmten Fundort, aus dem wohl die meisten Statuen stammen, die in den Sammlungen Roms aufgestellt sind.

Diese Villa Hadriana ist wie ein versunkenes Zauberschloß aus 1001 Nacht; in der tiefen Einsamkeit der Campagna liegt sie da mit ihren schwermüthigen Cypressen, ihren Pinien und dem überwuchernden Epheu. Unendlich groß breitet sie sich aus. Der Flächeninhalt, den sie einnimmt, würde einer kleinen Stadt genügen. Wie man so durch die Gärten hingeht und zufällig mit der Spitze des Fußes im feinen Kiessande scharrt, kommt plötzlich unter den zurückweichenden Sandkörnern eine edle Mosaik zum Vorschein und blickt einen an, wie mit Augen, die ein lebend Begrabener auf einmal aufschlüge, wenn wieder die laue Luft des Tages ihn trifft. Man ist ordentlich erschrocken, die schlafende verzauberte Schönheit in ihrem Schlummer gestört zu haben und deckt die Stelle wieder mit Erde vor den profanen Blicken der modernen Welt.

Kaiser Hadrian hatte an den verschiedenartigsten Baustylen seine Freude und ließ hier einen ägyptischen Serapistempel und asiatische und

griechische Gebäude aufführen, deren Ueberreste in Staunen versetzen. Welche Luxusanlagen moderner Zeit gleichen seinen Bädern, die so großartig angelegt waren, daß in den gefüllten Becken kleine Seegefechte konnten geliefert werden. Nun liegt Alles in Trümmern, aber in Trümmern, die noch eine Ahnung der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit erwecken und, da die üppige Vegetation des Südens sie so reich umsponnen hat, ein wundersam schwermüthiges Landschaftsbild gewähren. Der Himmel war beinahe schwarz, so tiefblau schien der Aether; die dunkeln Cypressen ragten wie Leichenfackeln im Pomp einer Trauerfeierlichkeit aus den Ueberresten des todten Kaiserpalastes empor; still war's ringsum, nur Grillen zirpten und eine Lacerte raschelte im heißen herbstlichen Laube. An solchem Orte möchte man unter einer Pinie liegen, seinen Plinius auf den Knien, der so anschaulich, treu das Leben Roms uns wieder lebendig macht. Daß der Pilger der Kunst in Italien selten Zeit und Ruhe findet, solchen Augenblicken ganz sich hinzugeben, ist mit ein Grund, weßhalb sich ihm der Stachel der Sehnsucht nach diesem Lande so tief in die Seele senkt, wenn er nicht mehr dort weilt. Man hat solche Momente nicht so ausgenossen, wie man es wünschen möchte; man hat dort etwas vergessen, etwas liegen lassen, das man nachholen möchte.

An einem der folgenden Tage machten wir

den Ausflug nach Frascati ins Sabinergebirge hinein. Die Eisenbahn brachte uns durch den neblichten Herbstmorgen nach dem schönen Landstädtchen Frascati, wo die elegante Welt von Rom in prächtigen Villen des Landlebens sich freut, der Malaria entronnen. Wir bestiegen Jeder einen gemüthlichen grauen Langohr und verbrachten nun beinahe den ganzen Tag im Sattel. Es ist aber ein solcher Eselsritt eine ziemlich anstrengende Sache, wenn man des Reitens überhaupt nicht sehr gewohnt ist, so daß namentlich der Rektor öfters brummte: „Ich habe mit meinem Thier so viel zu thun und von ihm so viel zu leiden, daß ich, statt durch Cicero's verfallenes Tusculum ebenso gut über die Lüneburger Haide traben könnte."

Hinter Frascati ist ein der Jesuitenpropaganda gehörendes Landhaus, wo junge Geistliche für ihren späteren Missionsberuf erzogen werden. Die jungen Leutchen in ihren langen schwarzen Röcken spielten Croquet vor dem Hause; Andere führten zum Entsetzen unserer Esel in der Schlucht, durch die wir reiten mußten, eine Episode des Zulu-Krieges mit furchtbarem Geschrei auf, eine ganz passende Unterhaltung für künftige Missionäre.

Am Wege lag ein kleines antikes Theater, das für das Privattheater der tuskulanischen Villa Cicero's ausgegeben wird. Man sah es schon deßhalb mit reiner Freude, weil man sich sagen

durfte, dieses kleine Theater habe doch nur für wirkliche szenische Spiele, nicht für Gladiatorenkämpfe den Schauplatz abgegeben. Von hier ging's steil hinauf auf den Berg, wo einst das alte alba longa lag, heute Rocca di Papa geheißen. Der durch einen dicht belaubten Hain führende Weg wird als die alte via triumphalis ausgegeben.

Rocca di Papa ist ein von armen Landleuten bewohntes malerisch den höchsten Gipfel des Landes einnehmendes Felsennest; ein gräfliches Schloß, welches dicht neben die Hütten der Armuth gebaut ist, gibt ihm übrigens ein stolzes Ansehen. Seltsam kontrastiren die Livreebedienten des Schlosses, die am Schloßthor lehnen, mit den in Lumpen gehüllten aber kräftigen Gestalten der Dorfbewohner. Die Aussicht über die weite Ebene bis Rom und bis ans Meer ist eine der großartigsten, die es in diesem Lande gibt. Wir ließen es uns hier wohl gefallen und speisten eine Schüssel trefflicher Maccaroni; der Wein, den man hier trinkt, ist ganz ordentlich; doch haben deutsche Enthusiasten, die sich wohlgefallen, Scheffels weinselige Stimmungen noch womöglich zu überbieten und daher überall von großen Zecherthaten rühmen, die sie wollen vollbracht haben, seinen Ruhm übertrieben.

Während ich noch in der Locanda saß, hörte ich auf einmal meinen Freund draußen laut und

pathetisch deklamiren, als ob er zu einer ganzen Volksmenge spräche. Er war gegangen, die Aussicht noch einmal recht zu genießen, die sich auf dem Hauptplatze des Felsennestes am schönsten präsentirt. Als ich hinaustrat, war er in der That von einer ziemlich beträchtlichen Volksmenge umringt und der Inhalt seiner Rede war der Art, daß ich für ihn besorgt wurde. „Non sono Cristiano“ rief er einmal über das andere aus, „non sono Cristiano, sono Eretico, sono pagano, non darò niente per la Madonna.“ (Ich bin kein Christ, ich bin kein Christ, ich bin ein Ketzer, bin ein Heide, und gebe nichts für die Madonna.) Ich drängte mich durch die aufgeregte und murrende Menge an seine Seite und interpellirte ihn mit den Worten: „Doktor, sind Sie des Teufels? Wollen Sie uns muthwillig dieses fanatische Volk auf den Hals hetzen? Wir sind nicht in Rom, sondern in einem einsamen Felsenneste der Sabinerberge.“

Der Rektor erklärte mir jetzt mit Entrüstung die Ursache seiner etwas unklugen Rede. „Sehen Sie den struppigen Judas dort?“ sagte er, auf einen zerlumpten Kerl im Volkshaufen deutend. „In der Hand hält er eine große blecherne Sparbüchse und darüber gemalt das Bild der Madonna. Und nun bettelt er mich an und verlangt, ich solle dieser Madonna zu Liebe ihm etwas geben. Konnte mir der Lumpenhund nicht ehrlich sagen, er habe

Hunger oder Durst, oder brauche Tabak, und ich solle ihm etwas schenken? Verweigere ich jemals menschlicher Schwäche meinen Beistand? Habe ich nicht allen Bettlern gegeben, oft bevor sie mich anredeten, weil ihr armseliger Zustand der Herold ihrer Wünsche war? Aber daß ein Mensch glaubt, menschliches Leiden sei nicht genug, mildthätige Hände zu öffnen, daß er ein gepinseltes Götzenbild zu Hülfe rufen muß, das ärgert mich und das muß ich diesen Leuten abgewöhnen." Und wieder zur Menge sich wendend schrie der Rektor: „Chi è povero? Chi ha bisogno di uno soldo ô di due?" (Wer ist arm, wer braucht einen oder zwei Sou-Stücke?) Diese Worte brachten eine elektrische Wirkung auf die mürrische Menge hervor. „Io! Io sono povero, io molto più povero che lui, noi tutti poverissimi etc.!" (Ich, ich bin arm, ich viel ärmer als er, wir Alle sind bettelarm!) So tönte es aus vielen Kehlen gleichzeitig und die Hände streckten sich in die Höhe. Da zog der Rektor seinen Beutel, — er hatte immer viele Sou-Stücke darin — und sprach, indem er tief hineinlangte: „Da, Kinder! Da habt Ihr was. Aber nicht um der Madonna, nicht um der Heiligen Willen, sondern um Euretwillen, weil Ihr arm seid und weil ich mich freue, wenn Ihr ein Glas Wein trinkt." Damit warf er das Geld in die Menge und besonders Bedürftigen drückte er's in die Hand. Ein unglaub-

liches Evvivarufen erhob sich jetzt auf dem Marktplatze des Felsennestes, so daß zwei Thurmfalken, die vom Walde her gegen Albano zu die Richtung genommen hatten, erschreckt von dem Geschrei abschwenkten und rückwärts gegen Cicero's Villa flogen. So zog sich Müslin glücklich aus einer Affaire, die mir ziemlich bedenklich vorgekommen war; er strahlte vor Vergnügen und sagte, indem er sich auf seinen Esel schwang: „Nur niemals etwas gegen die Grundsätze thun! Und nur keinen Kompromiß machen mit der Stupidität und der Heuchelei. Auch die ärmsten Menschen sind werth, daß man sich ihnen wahr giebt, und die Wahrheit wird immer Recht behalten.“

Unser nächstes Ziel war Nemi; wir erreichten dieses Städtchen, das hoch überm blauen See desselben Namens liegt, am frühen Nachmittag; auch hier steht ein stolzes Schloß neben bescheidenen Bauernhäusern. Die Locanda des Ortes ist in der That eines der gemüthlichsten Wirthshäuser Italiens; sie scheint durch ein Hinterpförtchen mit dem Pfarrhause in Zusammenhang zu stehen; wenigstens erschien der Curato, während wir dort tranken, durch dieses Pförtchen, verschwand wieder in demselben und kam später noch einmal von dort, begierig, mit den Fremden zu trinken und Neuigkeiten zu vernehmen. Wir saßen auf einer Art Terrasse; reife Trauben hingen uns von der Laube über den Tisch. Unsere Reitthiere lehnten gut-

müthig im Halbschlaf an der Mauer des Wirthshauses und warfen prächtige abderitische Schatten auf die von der Oktobersonne warm beschienene Kalkwand. Drunten in großer Tiefe lag der See von Nemi, ganz rund, da er eigentlich den Grund eines vulkanischen Kraters bedeckt. Diese gar so regelmäßige Form thut seiner Schönheit etwas Eintrag. Ueberhaupt darf man denn doch diese Gegenden, wie schön sie auch sind, mit schweizerischen Landschaftsbildern nicht vergleichen, wenn sie nicht zu sehr verlieren sollen.

Von Nemi ging's bergab durch eine wilde Schlucht zum See und durch Buschgehölz an demselben vorbei allmälig aufwärts, bis wir die freie Höhe von Arricia und Albano erreichten, wo wieder die ganze weite Ebene sich uns zu Füßen aufthat und wir den Spiegel des mittelländischen Meeres im Abendsonnenglanze blitzen sahen. Hier war denn freilich eine Art von landschaftlicher Schönheit geboten, wie sie die Schweiz nicht aufzuweisen hat. Darum sei man billig und lasse jedem Lande seine eigenthümlichen landschaftlichen Vorzüge, Italien seine Küstengegenden mit dem weiten Blick auf Stätten alter Geschichte und Kultur, der Schweiz ihre Berggegenden und ihre Bergsee'n, denen keine Apenninenlandschaft und kein gefülltes Kraterbecken Italiens annähernd nahe kommen. Wir mußten eilen, noch den letzten Zug nach Rom in der Ebene zu erreichen; Albano selbst

liegt fast eine Stunde von der Eisenbahnstation entfernt. Auf einer staubigen Straße, wie wir eine solche in Deutschlands sandigsten Gegenden doch nie erlebt hatten, gelangten wir noch knapp auf den Zug, der uns in anderthalb Stunden nach Rom zurückbrachte. Die Personen, die im Waggon saßen, kamen fast alle von Neapel, und man hörte nur Worte wie Vesuv, Pompeji, Santa Lucia, Portici u. s. f. Diese Leute hatten noch heute Morgen auf dem Molo von Neapel gestanden; die Vorstellung, wie rasch auch wir dort sein könnten, wirkte so gewaltig auf uns, daß wir in voller Uebereinstimmung unsere Abreise nach Neapel auf den nächsten Morgen festsetzten — „ainsi toujours poussés vers de nouveaux rivages!“

XVII.

Es war ein funkelnder Oktobersonntagmorgen, als wir von der piazza del popolo zum Bahnhofe fuhren; Rom war in festlicher Bewegung. Denn eine ernste, erhebende aber in gewissem Sinne auch freudevolle Feier fand heute statt; die Asche der in den Schlachten für's Vaterland 1848 und 1870 Gefallenen wurde zu feierlicher Beisetzung in großem pomphaftem Zuge nach dem Friedhof auf dem Janiculus gebracht. Da der patriotische Trauerzug auf dem ungeheuren Bahnhofplatze sich aufstellte, konnten wir im Augenblick der Abreise noch den Anfang dieser Feierlichkeit mit ansehen. Ein Peloton schmucker Versaglieri marschirte an der Spitze des Zuges; hinter ihnen kamen Abgeordnete des Gemeinderathes von Rom, dann die Veteranen von 1848—49, hierauf Abgeordnete von andern Städten, dann die Gesellschaft, die diese Feierlichkeit in Szene setzte (Società dei Reduci delle Patrie battaglie) und nun, mit Lorbeerkränzen, Fahnen und Trauerschleifen bedeckt, die hohen Leichenwagen, hinter welchen die

nächsten Verwandten der für's Vaterland Gefallenen, zum Theil schon sehr betagte Männer, einherschritten. Den Schluß des imposanten Zuges bildeten Abordnungen aller Freimaurerlogen Italiens mit ihren maurerischen Insignien. Ganz Rom war festlich beflaggt. Alles Volk hatte seine besten Kleider hervorgeholt; heute sah man Albanerinnen in ihrer kleidsamen berühmten Tracht. Auch die Polizei war in blanken Uniformen zahlreich vertreten und sehr höflich mit dem Publikum, welches seinerseits in guter Haltung den Zug vorbeidefiliren ließ. Die ganze zahllose Volksmenge gab sich dem doppelten Gefühl der ernsten Trauer um die gefallenen Helden und der Freude drüber hin, daß nun die Ideale dieser patriotischen Männer erreicht seien. Die Bildnisse derselben wurden in der Menge da und dort feilgeboten und fanden guten Absatz, wobei das Geschäft in würdiger Stille vor sich ging, nicht wie sonst in lärmender Weise.

Uns aber entführte der Schnellzug, der um 9 Uhr Morgens nach Neapel fährt, diesem festlichen Gepränge. Ein anderer Trauerzug schlich gleichsam zu unsrer Seite durch die morgenhelle Campagna hin, eine viele Stunden lange, riesige, hohe Wasserleitung, die mich an das „wandelnde Gerippe" in Hölderlins Elegie „der Wanderer" erinnerte. Sommervögel, wie wir bei uns so schön die Schmetterlinge nennen, gaukelten um die spär-

lichen Sträucher zu beiden Seiten der Bahn; in der Ferne galoppirte zuweilen ein einsamer Hirt über die thauige Haide und immer wieder neue, von Fremden gewiß nur selten besuchte römische Ruinen tauchten in der unendlichen Ebene wie Oasen auf. Dann kam die freundliche Gegend von Albano, die wir gestern durchstreift hatten.

Und weiter schnaubte der feurige Drache, den der Mensch sich dienstbar gemacht, an Velletri vorbei und nun gegen die sumpfigen Niederungen hinter dem Monte Circeo, dem ins Meer ragenden Vorgebirge, welches nach der Circe der Odyssee den Namen trägt und einst ein Eiland gewesen sein soll, was glaublich genug erscheint, indem die pontinischen Sümpfe sehr wohl als ein Rest der alten Meerenge können angesehen werden. Die Poststraße führte ehemals mehr an der Küste hin nach dem berühmten Terracina, das in unsern Vorstellungen mit Fra Diavolo sich vereinigt. Jetzt geht die Bahn durch die höhere, gesundere Gegend den Bergzügen entlang; Räuberschrecken und Unbequemlichkeiten, mit denen früher die Reisenden zu kämpfen hatten, sind nur der Sage nach noch bekannt. Wenn man die italiänische Reise von Dickens oder die des Amerikaners Cooper liest, bekommt man von diesen Unbequemlichkeiten eine lebhafte Vorstellung. Die Wirthshäuser an der Straße waren schlecht und trotz dem großen Fremdenverkehr meistens nur für zwanzig Personen

zur Herberge eingerichtet. Wenn nun auf der endlosen staubigen Straße fünf bis sechs große Reisewagen mit englischen oder amerikanischen Familien daherrollten, fand, so bald die Kutscher und die Couriere des einen Wagens ihrer Nebenbuhler ansichtig wurden, ein wüthendes Wettfahren statt, wer seine Herrschaft zuerst in die Nachtherberge zu bringen im Stande sein möchte. Die Insaßen des Wagens nahmen hieran größten Antheil; es handelte sich um die bequeme Nachtruhe, um den einzigen anständigen Braten, den vielleicht der Wirth liefern konnte und um andere derartige Vortheile. Da gab es denn Aufregungen, Hoffnungen, Enttäuschungen, Zornesausbrüche, gelegentlich auch Unfälle mit dem wild dahinjagenden Viergespann, von denen allen der moderne Reisende nichts weiß, wenn er diese Dinge nicht bei jenen Schriftstellern nachliest.

Zwischen Florenz und Rom hatten wir des großen Afrikaners gedacht, als wir plötzlich unerwartet an einem See vorübergefahren waren, den wir, da wir die Karte ansahen, als den trasimenischen See erkannten. Jetzt nahten wir, nachdem die Wundergegend von Monte Cassino hinter uns lag, einer Gegend, die ebenfalls den stolzen Namen Hannibal in Riesenschrift dem geistigen Auge darstellt, — Capua. Der schweizerische Dichter Heinrich Leuthold schildert in einem unvergleichlich schönen Gedichte die Ankunft der

punischen Schaaren im verführerischen Capua und den Untergang der sonst so tapfern Truppen durch die Muße im fetten Lande des Genusses und der Schönheit:

„Sie lösen die Sandalen
Vom wegemüden Fuß;
In goldgetrieb'nen Schalen
Schäumt Wein von Syrakus;
Es rollt auf Römerschilden
Der Würfel . . . . und vom Duft
Der Rosen in den milden
Gefilden
Campaniens trieft die Luft.

„Getreide, Oel, Getränke,
Thunfische aus dem Meer
Und selt'ne Gastgeschenke
Schickt Capua dem Heer;
Und, auf dem Haupt Amphoren,
Mit Leibern schlank und braun,
Im Tanzschritt nah'n, wie Horen,
Den Thoren
Des Lagers schöne Frau'n.

„Als hielten Mars in Lauben
Der Kypris Arme fest,
Als bauten ihre Tauben
In seinem Helm das Nest,
So schwieg des Krieges Schrecken . . .
Zuweilen nur gelind
Schlugen in Myrthenhecken
Die Becken
Und Waffen an im Wind."

Wir strengten uns an, von Capua im Vorübereilen etwas zu sehen; aber ein heftiger Sirocco, der vom Meere her landaufwärts blies, trieb große rothe Staubwolken über die Olivenhaine und die Gärten, die um die uralte Stadt liegen. Auf dem Bahnhofe stand ein üppiges leichtfertiges Dirnchen, das zwei Freunde, die eingestiegen waren, hierher begleitet hatte. Die Art, wie es ihnen zum Abschiede winkte, war so, daß Rektor Müslin mir lächelnd sagte, wenn wir auch sonst nicht viel von Capua bemerken könnten, so hätten wir doch den genius loci, das eigentlich Charakteristische der Gegend zu sehen bekommen.

Bei Monte Cassino hatte man uns süße, durch ihre Größe wunderbare Trauben in den Wagen gereicht, an denen wir uns jetzt erquickten, als es heißer und heißer wurde. Mich etwas zu erfrischen, bog ich den Kopf zum Wagenfenster hinaus und sah in weiter Ferne einen Berg, auf dem eine weiße Wolke, wie wüthend auch der Sirocco da und dort die wenigen Wölklein vor sich her hetzte, sich doch nicht vertreiben ließ, obschon sie nach allen Richtungen gescheucht wurde; sie schien sich, wie ein Windhauch sie vom Bergesgipfel gleichsam abpflückte, immer wieder zu ersetzen. Ich konnte nicht mehr zweifeln, sie stieg aus dem Berge selbst empor, und ich sah — den Vesuv. So war es in der That. Ein mir gegenüber sitzender Franzose sah jetzt ebenfalls durch's Fenster

und bestätigte meine Entdeckung mit den ruhigen, öfter wiederholten Worten: „Le voilà! Il fume, il fume sa pipe.“ Diese Vorstellung, die den rauchenden Vulkan zu einem seine Pfeife rauchenden alten Philister umstempelte, gefiel unserm Franzosen und einigen andern Herren außerordentlich wohl, und selbst Müslin, der sich gerne bei dem Gedanken, daß wir jetzt dem berühmten Vesuv uns nahten, zu einigem Pathos erhoben hätte, sank kraftlos in seiner Seele zusammen vor den gemüthlichen Witzen, die der ganze Waggon auf Kosten des „alten Rauchers vom Berge“ riß. Man vereinigte sich, er sei der natürliche Alterspräsident aller Rauch-Clubs in Europa und jedenfalls ein für junge Leute gefährliches Beispiel, daß man es bei sonstigem Müßiggang durch bloßes Rauchen zu einer Weltberühmtheit bringen könne.

Die Ankunft im Bahnhof von Neapel machte diesem Geplauder, das bei der großen Hitze verzeihlich war, ein Ende. Müslin und ich warfen uns in eine Droschke und fuhren, eine Privatwohnung zu suchen, in das Gewühl dieser von Menschen wimmelnden Stadt hinein. Schon nach der ersten Viertelstunde kam uns Rom gegenüber Neapel wie eine stille Adelsburg vor. Der Lärm und das Gewirr sind unbeschreiblich. Die Kutscher schreien, die Melonen-Verkäufer schreien, Austernhändler schreien, Zeitungsverkäufer schreien, kleine Jungen schreien, Alles schreit und zwar aus vollem

Halse und sehr oft ganz sinnlos durcheinander. Alle Augenblicke stürzt irgendwo auf dem glatten Lavapflaster ein Pferd, das aber sofort unter einem Hagel von Peitschenschlägen sich wieder aufrafft. Wir nahmen unsere Privatwohnung leider unvorsichtiger Weise gerade an der größten Lärmecke der Stadt, an der Straße zum Molo. Zwanzig Bretterbuden sind hier aufgeschlagen. Da ist uns gegenüber eine „Arena di Napoli", eine Schaubude, wie sie auf unsern Jahrmärkten vorkommen. Vor der Bude steht ein alter Kerl mit einer gewaltigen, grölzenden Stimme, die, wie tief sie auch in der Lage ist, dennoch allen Lärm durchdringt. Er fordert die Leute zum Eintritte auf und ruft seit wir da sind, — und er fuhr bis Mitternacht fort, und so alle Tage — in französischer Sprache, damit die Fremden es verstehen: „Ha! Ha! Monsieur! Voilà le théâtre de Naples!" Hat sich dann eine Gruppe um ihn gesammelt, dann hört man ihn plötzlich mit ganz veränderter, hoher Fistelstimme, als wenn Jemand in der Gruppe die Worte spräche, herzlich und einschmeichelnd rufen: „Eh ben! Andiamo!" (Wohlan! Gehen wir hinein!) In all' das niedere Gelärm geringer Art tönt zuweilen ein Kanonenschuß vom Kastell San Elmo oder von einem Schiffe, das draußen im Hafen salutirt. Dann schweigt einen Augenblick das Geschwirr der Stimmen und der unbeschreibliche Lärm in den Straßen;

aber im nächsten Moment hebt es betäubender als vorher von Neuem an. Dazu führt der Wind entsetzliche Gerüche durch die Stadt. In Rom, wo die edeln Römer auf dem Forum da und dort sich gestatten, was, gemäß einer neulich gefundenen alten Handschrift, auf Corcyra der Beweis eines freien Bürgers war, stinkt es wohl auch da und dort en détail; aber in Neapel stinkt es en gros; mit Schrecken denkt man sich, wie eine Typhus- oder Cholera-Epidemie hier hausen muß, wenn sie erst einmal sich eingenistet hat.

Als es uns schwindlig ward, vom niedern Balkon unseres Hauses noch länger in das Gewühl hinabzusehen, stürzten wir uns in den Strom von Menschen, der in der Straße auf- und abwogte und wanderten Arm in Arm durch die Straßen, zum Hafen zuerst und in die Chiaja. Schon war es dunkel. Die Wolke über dem Vesuv leuchtete zuweilen in rothem plötzlichen Glast auf; der Wind hatte sich gelegt, still lag das Meer; auf vielen Masten waren Laternen in die Höhe gezogen; der Hafen lag voll von Schiffen jeder Größe. Und in ungeheurem Bogen umsäumte ein riesiger Halbkreis von Lichtern den ganzen Golf von Neapel. Denn vom Posilipp bis nach Portici und Torre die Greco, also Stunden weit, erstreckt sich eine Häuserreihe den Golf entlang und bildet trotz den wechselnden Namen einen Theil, die Front, der Hafenstadt Neapel, während das eigent-

liche Neapel sich gegen den Bergesgipfel, wo die königlichen Schlösser stehen, in starker Steigung bergan zieht.

Wie ich nun mit dem Rektor durch die immer nächtlicher werdenden, aber gut beleuchteten Straßen streifte, da zog wieder das Leben der Kinderwelt unsere Aufmerksamkeit besonders an. Kleine, erst achtjährige Blumenmädchen steckten uns mit ihren magern Kinderhändchen Blumen ins Knopfloch, aber nicht mehr die üppigen Sträußchen, wie man sie uns in Venedig, in Florenz geboten hatte. Hier bestand die ganze Gabe in einer kurzstieligen, welkenden Rose, die an einen dürren kleinen Holzstab mit rauhem Garn gebunden war. „Symbolisch", sagte Müslin, „für so ein armes Kindesleben in Noth und dürrer Armuth". Viele Knaben sahen wir soeben ihr Lager für die Nacht sich zurecht machen. Die Einen schliefen in einem geschützten Winkel unter einem Portale, Andere auf einem eisernen Gitter, das über einer Hotelküche sich befand; gelegentliche warme Dünste und Speiseduft mochten die Vorzüge dieses sonst so unbequemen, harten Lagers sein. Ein Knabe besaß einen Strohsessel ohne Lehne, auf dem er sich zusammenrollte wie etwa eine Katze; er hatte einem andern Knaben, vielleicht gegen eine Entschädigung von 2 Centesimi, gestattet, unter den Sessel sich zu legen, so daß dieser sein kleiner Miethsmann doch wenigstens die vier Stuhlbeine als vier eine

Art Heimat vorstellende Pfähle um Kopf nnd Brust gestellt wußte, was ihm das Einschlafen erleichtern mochte. Ich bedauerte diese kleinen Obdachlosen von Herzen; zu meinem Erstaunen warf der Rektor alles Ernstes die Frage auf, ob diese Kinder nicht glücklicher seien als unsere Jugend. „Erstlich", sagte er, „haben sie die volle Freiheit vom Schulzwang, vom Lernen-Müssen, sodann den täglichen Genuß des bewegten Lebens dieser einzigartigen Großstadt, die ihre Heimat ist; alsdann sind diese Knaben alle bereits kleine Geschäftsleute, tragen dieses Bewußtsein mit sich herum und genießen als solche täglich kleine Real-Erfolge des praktischen Lebens, während unsere Schulkinder von den Ideal-Erfolgen ihrer Fortschritte in der Schule selten ein deutliches Bewußtsein haben. Für zehn bis fünfzehn Centimes kann so ein Kleiner in Neapel sich satt essen an seinem Leibgericht, den Maccaroni; dann liegt er, wie es ihn freut, in der Sonne oder im Schatten, oder spielt wie ein Fisch plätschernd in den Wellen am Strande. Es wäre trotz dem harten Lager in dieser etwas windigen Oktobernacht zu untersuchen, ob diese Zigeuner der alten Parthenopolis mit unsern Schulkindern tauschen möchten."

Es kam mir vor, als redete sich der Rektor das Alles so zum Troste ein; man ist nicht gern in der Illusion gestört, daß Andere glücklich seien, wenn man sich selbst glücklich fühlt. Es ist jedoch

vergeblich und wird aller Sophistik nicht gelingen, diese Illusion in Neapel festzuhalten. Je tiefer die Nacht herabsank, je später die Stunden wurden, desto schrecklichere Bilder menschlichen Elends boten sich uns dar; überall waren Menschen bereit, für wenige Soldi sich und die Ihrigen der Schande hinzugeben und geschwätzige, flüsternde Unterhändler machten dem nächtlichen Spaziergänger Vorschläge, die, wie uns seither welterfahrene Reisende versichert haben, dem Fremden in der That nur in Neapel und vielleicht noch in Konstantinopel gemacht zu werden pflegen und der Mittheilung sich entziehen. Indem ich diesen Zuständen nachsann, kam mir eine Stelle in den Sinn, die Goethe auch in Neapel am 27. Mai 1787 niederschrieb: „Ich halte es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde."

Mit einem fröhlichen Einblick beschlossen wir den Abend, dessen letzte Eindrücke uns verdüstert hatten. Wir kamen an einem Bürgerhause vorüber und konnten von der Straße her ganz wohl durch die geöffneten Balkonthüren in das Innere eines wohlerleuchteten Zimmers sehen, wo zum Klavier lebenslustige, genügsame junge Leute des mittleren Bürgerstandes sangen. Zwei, drei auffallend schöne Mädchen schritten zuweilen Arm in Arm durch's

Zimmer, traten wohl auch auf den Balkon und sahen in die nun stillen Straßen hinaus. Die jungen Männer saßen auf Stühlen an den Wänden des Gemaches, das in seiner einfachen Ausstattung uns an die noch alles Luxus entbehrenden Stuben erinnerte, in denen vor hundert Jahren unsere berühmten Männer glücklich zu sein verstunden. Wer Goethe's Zimmer, das Schillerhaus, das Stübchen der Lotte in Wetzlar u. s. f. gesehen hat, wird verstehen, was ich meine. Heut zu Tage wird man bei uns immer malkontenter, steifer in der Gesellschaft und luxuriöser in der Ausstattung der Zimmer. Es ist, als ob mit dem englischen Komfort der englische spleen bei uns importirt würde. In diesem neapolitanischen Zimmer hing ein kleiner Spiegel, unter demselben stand ein Tischchen; rechts das Klavier, links eine Kommode, auf der die Lampe sich befand; zwei Stahlstiche hingen an den einfach tapezierten Wänden. Die Gesellschaft hatte keinen Wein vor sich; die Herren rauchten nicht, auch von Obst, Konfekt u. dgl. war nichts zu sehen. Man war einfach glücklich, Lieblingsmelodien sich aufzufrischen und zuweilen lachten Alle mit einer so herzlichen Freude, wie wir Nordländer sie kaum mehr aufbringen.

XVIII.

Bis in unsern Schlaf und Traum hinein hatte das Gegrölz: „Ha! Ha! Monsieur, voilà le théâtre de Naples“ uns verfolgt, so daß es natürlich war, wenn wir am nächsten Morgen uns zuerst mit diesem Zuruf begrüßten und uns alsobald aufmachten, das „théâtre de Naples“ — aber nicht jene uns gegenüberliegende Bretterbude — sondern das große Welttheater, welches die Stadt Neapel täglich darbietet, uns anzusehen. Wir durchschlenderten die Stadt nach allen Richtungen, anfangs zu Fuß; später, als die Hitze zunahm, vertrauten wir uns den Tramways an, die auch hier reichlich vorhanden sind und unter viel Geschrei nach Portici, gegen den Posilippo und durch die Toledostraße tiefer in die Stadt hinein führen. Im Ganzen paßt die berühmte klassische Beschreibung, die uns Goethe in seiner italiänischen Reise von dieser wundersamen Stadt der Kontraste gegeben hat, noch heute auf die Physiognomie Neapels, besonders jene Schilderung, die er von dem Erwerbssinn der armen Bevölkerung entwirft.

Anderes, was Goethe stark hervorhebt, z. B. die außerordentlich schönen Pferde der Aristokratie, fiel uns nicht auf; diese eleganten Equipagen sind wohl mit den Bourbonen verschwunden.

Die landschaftliche Schönheit des Golfes ist noch glänzender als das Bild, das man sich nach Beschreibungen gewöhnlich von ihr macht, so daß hier einmal — ein seltener Fall — auch ausschweifende Erwartungen von der Wirklichkeit übertroffen werden. Man muß in der Villa nazionale, einem an Statuen und Palmen reichen Park, in dessen Nähe auch das Aquarium sich befindet, am Meere hingehen, um die volle Schönheit des Golfes zu genießen. Rechts in der Ferne sieht man gegen Bajä; duftige Höhenzüge verlieren sich, indem ihre Linien mit der Linie des Meeres zusammentreffen; näher auf derselben Seite hat man die Berghöhe des Posilipp mit dem Grabe Virgils und draußen im Meer gegenüber die Insel Ischia. Nach links sieht man die tiefe Einbuchtung des Golfes, ganz Neapel, die weißen, sonnenbeglänzten Häuser von Portici, dann die Biegung, die ins Meer hinausstrebt mit Castellamare und Sorrent; dort sodann draußen im Meere die edeln Formen der Insel Capri. Hinter Portici aber erhebt sich in unheimlicher Majestät der dampfende Vesuv.

Der Golf wimmelt von großen und kleinen Schiffen; ein riesiges, nach China bestimmtes Fahrzeug hat soeben die gelbe chinesische Reichs-

flagge mit dem schwarzen Drachen aufgezogen und schwebt nun, hoch wie ein schwimmender Pallast über den Wellen, schnell und sanft zugleich an uns vorüber, das offene Meer zu gewinnen. Jener kleine Dampfer, der ein Schleppnetz nach sich zieht, steht im Dienst des Aquariums; Professor Dohrn fängt mit Hilfe desselben die seltsamen Seethiere, die das Aquarium Neapels beleben. Hundert Fischerbarken mit schneeweißen Segeln durcheilen den Golf in allen Richtungen. Ueberall ist Leben auf dem Wasser und am Ufer, wo Fischer den Fang dieses Morgens ausschütten, vielleicht Tausende von zappelnden großen und kleinen Bewohnern der Tiefe. An einem einzigen Netze zogen nicht weniger als 24 Männer. Nackte Knaben liefen schreiend herbei und bemächtigten sich der kleinsten Fische, die man ihnen überließ; die kleinen braunen Wilden belustigten sich, die lebenden Fischlein einander anzuwerfen, wobei diese hoffnungsvollen Bürschchen offenbar nicht einen Gedanken daran hatten, daß die Fische als lebendige Thiere unter solcher Behandlung schwere Qualen litten. Rektor Müslin, der die Knaben hierüber belehren wollte, wurde gar nicht begriffen. „Ja, ja! sie sind lebendig!“ wiederholte die ganze Rotte im Chor, als der Rektor sie auf diesen Umstand aufmerksam machte. „Ja! ja! sie leben alle, alle!“ tönte es im Chor, als ob Alles in Ordnung wäre.

Man übersah jedoch leichter diese Quälerei

niederer Thiere gegenüber der Marter, welcher Pferde und Esel hier ausgesetzt sind. Wenn man nach der Geburt eines Pferdes wie bei der eines Kindes eine Art Taufakt mit Gebet vornehmen würde — es giebt übrigens in katholischen Ländern einen gewissen Sonntag, an dem alle Pferde kirchlich eingesegnet werden —, so müßte man bei allen außer in Neapel zur Welt gekommenen Pferden im Gebet etwa die Worte einflechten: „Auch danken wir Dir, daß Du Gnade gegeben, dieses Pferd nicht in Neapel noch in der Umgegend von Neapel geboren werden zu lassen.“ Denn was man hier zu Lande diesen Zugthieren zumuthet, ist unbeschreiblich. Selbst der Geldwerth, der sonst noch in der Regel ein Schutz der Pferde ist, schützt hier diese ärmsten Kreaturen nicht vor Mißhandlungen und der unsinnigsten Ausnutzung; der Neapolitaner ist so sehr Kind, daß er nur an den Augenblick denkt. Wir sahen oft Karren, auf denen zwanzig Personen saßen; ein mageres Thier zog die Last bergan; der Kutscher stund barfuß auf dem Kreuz des Pferdes, sich an den Wagen lehnend und das Pferd zum Galopp antreibend. So oft ich die Toledostraße durchschritt, sah ich immer ein Roß oder ein Maulthier, das soeben gestürzt war und nicht mehr aufstehen konnte, oder ein anderes, das mit Virtuosität alle dreißig Schritte stolperte, fiel und sich wieder aufraffte.

Man ist nun leicht bereit, ein Volk, das mit seinen Hausthieren so grausam verfährt, ganz zu verurtheilen. Aber man wird milder gestimmt, wenn man bemerkt, daß die arme Klasse der Neapolitaner selbst noch größere Leiden auszustehen hat als die Leiden, die sie ihrerseits den Zugthieren auferlegt. Die Armuth und Verkommenheit dieser Bevölkerung ist eine grenzenlose. Hat man erst einmal in diese Verhältnisse tiefer hineingeblickt, so wird Einem Neapel zu einem der großen Höllenkreise in Dante's Inferno. Zwar eine glänzend geschmückte Hölle, — aber doch eine Hölle.

Wir sahen zweihundert Auswanderer aus der Umgegend von Neapel sich einschiffen und fragten die Leute, wohin sie gingen. „Nach Argentinien", war die Antwort. Ob sie wüßten, wo das liege und wie weit die Reise sei, fragten wir weiter. Sie wußten es nicht, wußten auch nicht, was sie dort erwarte. Nur sagten sie, man habe ihnen versichert, dort finde man durch Arbeit Brod, was ihnen im Vaterlande versagt sei. In der That verkommt die ländliche Bevölkerung unter unerschwinglichen Pachtzinsen, die mit Härte erhoben werden; auch die Steuern sind groß. Wir selbst waren Zeugen, wie jammervoll diese Leute leben. Wir machten nämlich an einem der folgenden Tage einen Spaziergang durch die staubige Grotte des Posilipp und verirrten uns, indem wir auf dem Rückwege nicht mehr durch die Grotte

gehen wollten, in der an Baumgärten mit Fruchtbäumen reichen Gegend. Wir kamen an einzelnen Weilern und Gehöften vorüber, die von Landleuten bewohnt waren. Mit großer Besorgniß betrachteten uns namentlich die älteren Personen. Das Erscheinen von städtisch gekleideten Herren war für sie alarmirend. Gewiß waren wir Beamte, die nicht umsonst durch die sandigen Seitenwege der Landschaft streiften. Plötzlich kam hinter uns eine Equipage; ein Gutsbesitzer saß darin. Er war so höflich, uns Verirrte zum Einsteigen einzuladen, da wir sonst aus diesem Gewirr von Pflanzungen uns nimmer würden herausgefunden haben. Wir müßten aber, sagte er, die Geduld haben, in seinem Wagen zu warten, bis er da und dort auf den Gehöften nachgesehen und seine Geschäfte besorgt habe. Er war einer der reichsten Besitzer der Gegend. Aber welches Jammern erhob sich in jedem Bauernhause, das er betrat. Wir sahen Szenen mit an, die uns um so peinlicher wurden, je höflicher der gegen seine armen Pächter so unerbittliche Gutsherr uns gegenüber sich benahm. Bei einem Gehöfte warf sich eine junge Frau mit ihren Kindern wie Armgart vor Geßler vor die Pferde und verlangte, daß der Wagen über sie gehe; der stattliche aber in Lumpen gehüllte Mann, ein edler Typus südländischer männlicher Schönheit, kniecte vor dem Kutschenschlage in den Staub und bat um einen nur noch so geringen

Nachlaß im Zinse; denn die Olivenernte war der großen Dürre wegen ganz mißrathen. Einen solchen Mann im Staube knieen zu sehen, ging uns fast noch näher zu Herzen, als daß das leidenschaftliche Weib mit den Kindern zu Füßen der Pferde kreischte. Dem Gutsherrn war die Szene unsertwegen offenbar doppelt unangenehm. Er winkte dem Kutscher, der die Pferde geschickt zur Seite lenkte, und so fuhren wir davon, die im Staube liegende Familie ohne Hoffnung in ihrem Elende zurücklassend.

So leiden hier zu Lande die armen Leute und kennen keine Milde, die ihnen erwiesen würde. Woher sollen sie die Milde in Behandlung ihrer Thiere nehmen?

Am besten haben es vielleicht noch die bereits zum gewohnheitsmäßigen Bettel Herabgesunkenen; indessen empfangen sie beinahe nur von den Fremden Almosen; Einheimische geben ihnen nichts. Eine schöne reiche Dame, die ich auf ihrem Landhause bei Neapel besuchte, sagte mir lachenden Mundes: „Wenn die Bettler zu mir sagen: ich sterbe vor Hunger! — so antworte ich: Eh bien! Stirb! Was verliert die Welt an dir?“ — Solcher Gesinnung rühmen sich Einheimische. Es ist allerdings auch für den Fremden erschreckend, in den Vorstädten und in den an Neapel sich anschließenden Landgemeinden oft eine einzige Straße mit zwanzig bis dreißig Schauder erregen-

den Krüppeln garnirt zu sehen, die sich mühsam heranschleppen, ein Almosen zu erhaschen.

Ein Land mag landschaftlich noch so schön, geschichtlich noch so interessant sein, wenn man auf Schritt und Tritt armen Menschen begegnet, denen Hunger und Begier nach dem armseligsten Gewinn aus den Augen schaut, deren Stirn von Unwissenheit umnachtet ist und von der melancholischen Ahnung, daß sie Alle in einem großen Bauche leben, in dem sie an den täglichen wurmartigen Kontraktionen der Eingeweide Theil nehmen müssen, ohne herauszukönnen, wenn man bemerkt, daß üble Laune am Tag, Verbrechen des Nachts, schlechtes Gewissen, Neid, das drückende Bewußtsein der Ignoranz und die fortwährend erneute Kränkung über Zurücksetzungen, die sie seitens der Reichen erdulden, die bösen Dämonen dieser armen Bevölkerung sind, wo zu alledem noch die Blattern und schlimmere Krankheiten schreckliche Spuren zurückgelassen haben, so wird man der sonnenhellen Landschaft, des leuchtenden Meeres, der duftigen Inseln müde und sieht plötzlich zum rauchenden Vesuv mit einer gewissen Genugthuung empor, insofern man sich vorstellt, dieser einzig Ehrliche in der ganzen Gegend, der sich als wahrer Schwefel-dampfender Teufel öffentlich bekennt, dürfte auf den Einfall kommen, durch eine ungeheure barmherzige Gräuelthat all' dem zuckenden, zappelnden Menschenthum in der großen

Stadt auf einmal ein schnelles Ende zu machen.

Aber man hat doch Unrecht, sich mit solchen Betrachtungen ein schweres Herz zu machen. Denn man thut ins Hauptbuch des Lebens, wie sehr man auch glaubt, statistisch orientirt zu sein, doch immer nur einen ungenügenden Blick; wie Soll und Haben endgültig sich verhalten, ob auch hier die Summe der Lebensgüter nicht noch größer als das Defizit, wer möchte es entscheiden? Als der Prophet Jona den Untergang von Ninive erwartete, brachte ihn ein hübscher Kürbis zur vernünftigen Einsicht, daß es doch um viele Dinge schade wäre, wenn man sie einfach der Vernichtung überlieferte. Aehnlich ging es meinem Freunde, dem Rektor, und mir bei unserm Umherschlendern. Wir kamen in einer Vorstadt Neapels an einem der letzten Häuser vorüber und sahen vor dem Erdgeschoß der Wohnung die Familie auf der Straße sitzen, Mutter, Tochter, jüngere Kinder, alle in ihrer Art beschäftigt und ruhig heiter. Drin in der Stube aber stund, an den Bettpfosten gelehnt, ein Esel und rieb sich gemüthlich den Hals an der Ecke des Bettes. Diese abenteuerliche Szene kam uns wie irgend eine äsopische Fabel oder wie eine Illustration zur verkehrten Welt vor. Auf Allem lag aber so viel Friede und aus einem Nachbarhause drang ein so angenehmes Aroma von frisch geröstetem Kaffee

auf die Straße, daß wir plötzlich fühlten, ein Land, wo der Esel sich am Bettpfosten im Zimmer reibt, während die Familie gemüthlich auf der Straße sitzt, sei noch nicht reif zum Untergange. Und so bekehrte ohne weitere Argumentation ein wirklicher Esel zwei pessimistische Philosophen.

Als wir von einem unserer abendlichen Spaziergänge wieder zu unserer Straße am Molo zurückkehrten, zog eine der kleinern Buden, die dort stund, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ueber ihrem Portale prangte das Wort: Sebetostheater, d. h. Theater am Flüßchen Sebetos, das hier irgendwo fließen soll, nur bemerkt man es nicht, da es bei dieser Hitze vermuthlich ausgetrocknet ist. In diesem Sebetostheater wird von lebensgroßen Marionetten der wesentliche Inhalt der ganzen Rolanddichtung nach Bojardo, Ariosto und Andern vorgeführt, was natürlich weit über die Bayreuther Festspiele hinausgeht an Zeit, die in Anspruch genommen wird. Man spielt hier an zweihundert und mehr Abenden nach und nach das ganze Heldengedicht ab. Heute trafen wir's gerade zum 96sten Abend und es wurde gespielt:

L'Arrivo dei Paladini in tartaria e loro battaglia contro i Saraceni ovvero: La morte di due fieri giganti, uccisi dai figli di Rinaldo e il gigante Belisandrio fatto Cristiano.

(Die Ankunft der Paladine in der Tartarei und ihre Schlacht gegen die Saracenen, oder: Der Tod der zwei wilden Riesen, von den Söhnen Rinaldo's getödtet, und die Bekehrung des Riesen Belisandrio zum Christenthum).

Für 25 Cts. die Bekehrung des Riesen Belisandrio zum Christenthum mit ansehen zu dürfen, das war eine unwiderstehliche Lockung. Wir traten ein. Das Publikum dieses Theaters besteht hauptsächlich aus der niedern Volksklasse: Fischer, Hafenarbeiter und ihre Geliebten, kleine Krämer der öffentlichen Plätze, Kutscher, Köchinnen, Schusterjungen u. s. w. All' diese Leute saßen da, mit wirklichem Interesse dem Gange der Handlung folgend, nicht etwa mit jener Blasirtheit, die bei uns häufig im Theater an die Stelle der Illusion tritt und den naiven Genuß stört. Der Ernst, mit dem die guten Leute zuhörten, war um so rührender, als nicht Schauspieler sondern nur große Puppen die Handlung agirten. Hinter der Szene sprachen zwei Personen den Dialog mit Pathos. Der Riese redete mit weingrätiger Stimme, die Söhne Rinaldo's hatten starke Nasenlaute; die Puppen rasselten fürchterlich bei jeder Bewegung ihrer Gliedmaßen, aber das Publikum war glücklich und andächtig. Wie Kinder etwa vor einem Schattenspiel sitzen und mit offenem Munde der Handlung folgen, so gab sich dieses Auditorium unbefangen der hier dramatisch lebendig

gewordenen Ariostischen Poesie hin. Der Dialog war versifizirt und wurde nicht im neapolitanischen Dialekt sondern im verständlichen Italiänisch vorgetragen; doch waren die Wendungen häufig vulgäre, wenn z. B. der Sohn Rinaldo's zum Riesen Belisandro sagt, er solle sich einen „passaporto per inferno“ (einen Paß in die Hölle) bestellen. Die Bekehrung des Riesen wurde durch unwiderlegliche schlagende Gründe vollbracht, indem nämlich der christliche Ritter auf den Bauch des ungefügigen Giganten so gewaltig dröhnende Schläge führte, daß Belisandro plötzlich ausrief, er sehe jetzt ein, daß das Christenthum die viel stärkere Religion sei; hierauf stellt Rinaldo's Sohn das Dreinschlagen ein und tauft das bekehrte Ungeheuer unter großem Beifall der Zuschauer. In den Zwischenakten gehen hier Leute herum, welche Wasser verkaufen und Pinienkerne; das ganze Auditorium steigert nämlich den Kunstgenuß dadurch, daß es während der Vorstellung Pinienkerne kaut; man erhält für einen Centesimo eine Hand voll.

Großartig ist in Neapel immer das Anbrechen der Nacht. Die am Tage weiße Wolke des Vesuv wird plötzlich dunkelrothglühend; auf dem Leuchtthurm antwortet ihr das von Menschenhand angezündete Feuer. An den Schiffsmasten steigen Laternen mit rothen und grünen Lichtern in die Höhe; Raketensignale erheben sich als

glänzende Meteore weit draußen im Meere. Von San Elmo donnern Kanonenschläge, die den Eintritt der Nacht begrüßen, und eigenthümlich ernst stimmen. Von einem fernen Kloster tönt noch eine Glocke über all das Gebrause der Weltstadt hin, die freilich keine Abendruhe, kein Ende ihres worrenen Thuns und Treibens kennt.

XVIII.

Der Berg Vesuv, der die meisten Fremden zu einer in der Regel sehr mühseligen Besteigung verlockt, erwies sich auch an uns als eine von Neapel forttreibende Gewalt; aber nicht sein Gipfel war das Ziel unserer Wünsche, sondern jene Landschaft zu seinen Füßen, die dieser große, aber im Grunde für die Nachwelt freundlich besorgte Missethäter zu einer der wichtigsten Stätten für Alterthumskunde verwandelt hatte.

Pompeji! Das Wort wurde zwischen uns noch nicht ausgesprochen; denn das hätte zur sofortigen Abreise dorthin geführt, und wir hatten doch in Neapel noch so viel zu sehen. Aber täglich erneute der Anblick des Vesuv die Lockung, die Stadt der Lebendigen liegen zu lassen und zur Stadt der Todten zu pilgern. Einstweilen verbot aber das Wetter einen Ausflug auf's Land. Als wir an einem der nächsten Tage uns früh erhoben, bot Neapel einen Anblick dar, auf den wir nicht gefaßt waren. Ein rasender Sturm tobte auf dem Meere; auch im Golf überstürzten sich die Wellen

wie Berge, die bei einem jüngsten Gericht in rollende Bewegung gekommen wären. Wir Landratten starrten ganz bestürzt auf dieses Schauspiel. In unserer Straße hatte der Sturm die leichten Bretterbuden weggefegt; dort segelte noch über's Pflaster das Holzgestell sammt der Leinwanddecke, das einer Olivenverkäuferin angehörte; am nächsten Brunnen scheiterte es, nur die Leinwand wand sich noch in die Höhe bei jedem neuen Wuthanprall des Windes. Wir wagten es dennoch, auszugehen, um bei Santa Lucia den freiern Anblick des Meeres zu genießen. Es regnete etwas; aber da gab es keine Möglichkeit, einen Regenschirm offen zu tragen; auch so schon schob uns der Sturm vor sich her. Die Droschkenpferde verweigerten den Dienst; denn der Sturm faßte hinter ihnen den Wagen und gab ihm, unbekümmert um den Gaul, die Richtung, die seiner Laune gefiel. Trotz alledem schlugen wir uns bis auf den freien Platz durch, wo in einem öffentlichen Garten am Meere die Villa nazionale steht; dort befindet sich auch das Aquarium. Bis an dieses vom Ufer doch sehr fern abliegende Gebäude schlugen die Meereswellen, die an den Steinen des Quai hochaufspritzten. Ihren Schaum faßte der Wind und trug ihn weit in die Stadt hinein. Die Kleider von Menschen, die tief in den Straßen der Stadt ihren Geschäften nachgehen mußten, wurden, wie wir später an uns selbst erfuhren,

salzig vom Sprühregen, den der Wind über die ganze Stadt und Stunden weit landeinwärts jagte. Beim Aquarium brüllten die Wellen so drohend, als wollte Vater Neptun seine im Aquarium eingeschlossenen Kinder befreien. Die Gefangenen in ihren Behältern mochten das Brüllen wohl vernehmen; als wir einen Augenblick dort eintraten, fanden wir alle die Thiere der Tiefe in ungewöhnlicher Aufregung. Ein Schrecken erregendes Volk ist es übrigens, dieses Volk der Fische, der Polypen und Riesenschildkröten. Daß sie so stumm ihr Raubgelüste befriedigen, macht einen besonders schauerlichen Eindruck auf den Beschauer. Wir sahen, wie die schlangenähnlichen Muränen aus ihren Höhlen hervorkrochen, da eine Krabbe in ihren Bereich kam. Jetzt faßten sie mit dem zahnbewehrten Maule das hilflose Thier und zwei, drei Rachen zerrten stumm an dem zappelnden Geschöpfe hin und her, bis sie es, während es noch lebte, in drei Stücke zerrissen hatten. Alle Aeußerungen der Wuth, der Furcht und des Schmerzes waren hier auf die Gebärde der Gliedmaßen beschränkt, kein Ton war vernehmbar als etwa das Krachen der Schale beim Zermalmen. Das Gebrüll, das der Löwe ausstößt, wenn er sich auf seine Beute stürzt, wäre uns wie Herzenserleichterung vorgekommen gegenüber diesen stummen Todeskämpfen.

Wir eilten wieder an die Oberwelt, wo uns

alsobald der Sturm mit neuer Heftigkeit faßte. An einigen Stellen zwischen der Villa nazionale und der hochgelegenen Straße Santa Lucia schlugen die Meereswellen quer über die Straße bis an die entfernteste Häuserreihe. Die draußen im Meere sich erhebenden Berge stürzten, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht hatten, ohne daß eine Klippe oder ein Fels sie zerschmettert hätte, durch ihre eigene Last in sich zusammen mit dem Gebrüll und dem Anblick eines gewaltigen Wasserfalles. Viele waren über dreißig Fuß hoch. Wie mochte es draußen auf offener See aussehen, da das im Golf möglich war!

Nun trieb uns dieses Unwetter, das mit kleinen Pausen auch die nächsten Tage noch anhielt, in das ehemalige bourbonische, jetzt nationale Museum, einen der edelsten Tempel der Kunst und der alterthümlichen Denkmäler, die es in ganz Italien giebt. Hier thaten sich uns hauptsächlich drei Wunderwelten auf: die Gemäldesammlung, ähnlich den schon früher besuchten Gallerien, die Sammlung der antiken Statuen, wohl noch größer selbst als die des Vatikans, und endlich — die Wandgemälde und Mosaiken von Pompeji. Jetzt mochte draußen der Sturm toben, der Regen in Strömen fallen; wir waren in einem Asyl, wo die wärmste Sonne, die einem Menschen in die Seele scheinen kann, uns beglückte. Wir gingen diesen und die folgenden Tage jeden Morgen in

diese Sammlung und verließen sie erst am späten Nachmittag. Dennoch sahen wir immer wieder Neues und fühlten, so würde es auch nach einem Monat noch sein.

In der Gemäldesammlung gaben wir einem Bilde von Guido Reni (Nr. 47), welches den Lauf der Atalante und des Hippomeneus darstellt, den Vorzug vor allen. Diese beiden blühenden jugendlichen Gestalten in vollem Laufe waren in dem glänzenden Aufleuchten der schlanken nackten Glieder die schönste Inkarnation des Gedankens: Jugend- und Liebesfreude. Aber auch der Kopf der Samaritanerin von Lavinia Fontana erschien uns als ein unvergleichliches Meisterwerk. Die antiken Statuen sind, mit Ausnahme einiger berühmter Meisterwerke, in zu dunkeln Sälen des Erdgeschosses aufgestellt; man hat besonders an trüben Tagen Mühe, Alles recht zu sehen. Hier findet man die schönsten Werke, deren oft so schlechte Kopieen man schon bewundert hatte, endlich im Original beisammen vor: die edle Venus von Capua, die berühmte Antinousstatue, die Homerbüste, nach der alle Abbildungen, die von Homer kursiren, angefertigt sind; die eherne Büste, die den Namen Plato's trägt, dann die Gruppe des farnesischen Stiers und die unzähligen Kaiserbüsten. Mein Freund bewährte auch hier seinen Unabhängigkeitssinn, indem er die Venus Kallipygos allen Bewunderern zum Trotz für ein

widerliches und nicht bedeutendes Kunstwerk erklärte und über alle Statuen hinaus den Preis gab der Kolossalstatue eines sitzenden Apollo. Kopf und Leier sind aus weißem Marmor; alles Uebrige ist aus einem einzigen Stück Porphyr. „Aus der beginnenden Verfallzeit", setzen die Reisehandbücher hinzu, offenbar, weil ihnen diese Zusammenstellung von rothem und weißem Gestein nicht in die kunstgeschichtliche Schablone passen will, die sie sich zurecht gemacht haben. Als ob nicht in der besten Zeit Griechenlands an allen Statuen Farbeneffekte etwas durchweg Uebliches gewesen wären. Gestehe man es doch endlich aufrichtig aller Welt zu, daß die Griechen ihre Statuen angemalt haben und daß sie ihnen Augensterne aus Edelsteinen einsetzten. So wird man dann eine Statue, zu der ihr Schöpfer Porphyr und weißen Marmor verwendet, nicht mehr dieses untergeordneten Umstandes wegen in eine spätere, schlechtere Zeit versetzen, aller Hoheit und edeln Schönheit dieses Götterbildes zum Trotze.

Die aus Pompeji stammenden Wandgemälde, Marmor-Reliefe und Mosaiktafeln bilden den Inbegriff des Schönen und Erfreulichen, was diese Landstadt einst besessen. Wer nach Pompeji kommt und nur die daselbst noch an den Mauern befindlichen Kunstwerke sieht, hat noch lange keinen richtigen Begriff von den Kunstschätzen, welche man hier gefunden. Das Schönste hat man aus

richtiger Vorsicht hierher ins Museum gebracht, wo es vor dem Untergang gesichert ist, während in jenen Häusern Pompeji's, wo überall der freie Himmel hinein sieht, der Ruin aller dort befindlichen Kunstwerke ein nahe bevorstehender ist.

Man hat oft darauf hingewiesen, daß die in einer einzigen Landstadt, wie Pompeji es war, aufgefundenen Kunstwerke selbstverständlich nicht durchaus Werke großer Künstler sein könnten, wenn man auch annehmen dürfe, daß die vielen reichen Römer, welche in Pompeji ihre Villegiatur abhielten, ihre Häuser nicht von ganz geringen Pfuschern ausschmücken ließen. Ist nun dieß richtig, und es wird sich wohl so verhalten, so wird man aber von Ehrfurcht erfüllt vor einer Zeit, wo auch das Kunsthandwerk zu einem so hohen Niveau sich erhoben hatte, daß wir heut zu Tage bei Betrachtung dieser Werke selten zur tadelnden Kritik, fast immer zur rückhaltlosen Bewunderung hingerissen werden. Wer im Saal der Mosaiken die Katze mit dem Rebhuhn gesehen hat, ist versucht, den Künstler, der diese Thiere aus der Zusammensetzung bunter Steine geschaffen, als den größten Thiermaler zu erklären; und wer das Relief Nr. 1586 gesehen, „Apollo und die drei Grazien" (es sind vermuthlich die drei alten Musen), wird wiederum den Bildhauer, der dieses Relief geschaffen, neben die ersten Bildhauer des alten Hellas stellen. Thut man es nicht, so hält Einen

gewiß nur die Reflexion ab, dieses Werk sei in Pompeji gefunden worden; hätte man es in den Trümmern der Akropolis zu Athen entdeckt, so würde man es unbedenklich einem der Größten zuschreiben. Selbst die Malereien in dem geheimen, für Damen unzugänglichen Kabinet, im Museo pornografico, sind bei aller sittenlosen Ausschweifung, bei aller wilden Sinnlichkeit und wollustathmenden Frivolität theilweise von so großer Schönheit, daß die besten Maler aller Zeiten daraus lernen könnten, namentlich, was Gruppirung und Darstellung wunderbar verschlungener Gliedmaßen anbetrifft.

So vielen anonymen Kunstwerken gegenüber steht der Moderne, der gewohnt ist, daß sich zu jeder schönen Leistung auch eine Persönlichkeit finde, der diese Leistung zugeschrieben wird, ganz verblüfft da. Man muß sich auf einen ganz andern Standpunkt erheben, nämlich auf den eines Zeitalters, wo alle in bildender Kunst Schaffenden gleichsam ein Tibetanisches Hochland bildeten, das schon an und für sich mit seiner Fläche in der Höhe unserer Alpen überm Meere liegt und nicht erst noch besonders ausgezeichneter Gipfel bedarf, um das höchste Alpenland der Welt vorzustellen. Was man etwa bei Erklärung der sogenannten Volkspoesie einer ganzen Nation zuschreibt, daß nämlich das ganze Volk ein poetisches, ein zu dichterischem Produziren befähigtes gewesen sei,

das muß man für den allgemeinen Zustand des Kunsthandwerks zur Zeit Christi als Grundlage annehmen und so, wie man die Schönheiten eines Nibelungenliedes sich gefallen läßt, dem Zauber dieser namenlosen Kunstwerke des alten Pompeji sich hingeben.

Als nun aber nach einigen Tagen der Sturm seinen Lungen eine längere Erholungspause gönnte, mußten wir endlich den Gelüsten Rechnung tragen und machten unsern Ausflug nach Pompeji, ohne jedoch unsere Wohnung in Neapel aufzugeben. Der Eisenbahnzug fährt in einer Stunde dorthin und ein Schnellzug könnte selbst in zwanzig bis dreißig Minuten diesen Weg zurücklegen. Aber man hält auf sehr vielen kleinen Stationen und fährt sehr langsam.

Als der Zug bei Torre d'Annunziata auf einem kleinen Viadukt anhielt, ereignete sich das höchst komisch Wirkende, daß ein Bettler dahergehumpelt kam, welcher den ganzen Eisenbahnzug en gros anbettelte, indem er den Hut nicht etwa nach einzelnen an den Fenstern sitzenden Personen schwenkte, sondern mit der Geschicklichkeit eines Demagogen so ins Allgemeine des Volkes hinein seine Gebärden machte und doch mit Appell an die Börse eines Jeglichen. Auch richtete er seine Worte an Alle; zuletzt mußte er freilich en détail, von Waggon zu Waggon humpelnd, die Gaben sammeln. Schließlich ging er höchlich vergnügt von dannen und ließ die Reisenden in Nachdenken

darüber, ob der Zug an dieser Stelle zum Besten dieses Bettlers zu halten pflege oder ob sich der Bettler den zufälligen Halt zu Nutzen mache.

Endlich riefen die Schaffner „Pompeji!“ und es machte dieses Wort im Munde der Angestellten einer so modernen Institution, wie die Eisenbahn es ist, einen besonders starken Eindruck; man konnte sich des Kontrastes der antiken Zeit und unseres Jahrhunderts nicht besser bewußt werden, als indem man Eisenbahnkondukteure die Stadt der Todten als Station für Lebende ausrufen hörte.

Außer drei Gasthöfen, die in der Ebene zerstreut liegen, und dem Stationsgebäude selbst ist Pompeji in der That ganz nur eine aus dem Hades aufgetauchte Todteninsel mitten im Meere des Lebens. Hohe Schuttwälle verdecken nach der Seite der Eisenbahn seine stillen Straßen; der kleine Gasthof, der nach Diomedes sich nennt, am Zugang zu dieser Lavafestung verdirbt den Eindruck nicht, da er mit seinem flachen Dache, rings umgeben von ernsten, dunkeln Cypressen, zur Umgebung paßt und kein unschönes noch auffallendes Gebäude ist. Am Thor, das in die Ausgrabungen führt, stehen königliche Beamte, welche die Eintrittskarten liefern oder visiren.

In der Regel erhält man einen Führer mit. Wir beiden hatten uns jedoch in Neapel Karten verschafft, die uns gestatteten, frei, ohne Begleitung, nach Gutdünken in den Ruinen umherzuwandern.

Und so traten wir durch die Thorhalle, über der ein kleines Museum sich befindet, pochenden Herzens in die einzige antike Stadt, die uns ein wunderbares Geschick treu aufbehalten hat.

Die Worte, welche Goethe an die Spitze seines Briefes über Pompeji gestellt hat, waren in uns lebendig und wir fühlten wieder einmal, wie dieser außerordentliche Mann unter allen Umständen immer das Zutreffendste mit wenigen Worten zu sagen wußte. Er schreibt: „Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hat.“ Von ihm rührt auch der beste Vergleich her, der den Nordländern eine Veranschaulichung der über Pompeji hereingebrochenen Katastrophe giebt. Er sagt in dieser Beziehung: „Wenn man sich nun dieses Ereigniß noch mehr versinnlichen will, so denke man sich allenfalls ein eingeschneites Bergdorf. Die Räume zwischen den Gebäuden, ja die zerdrückten Gebäude selbst wurden ausgefüllt.“ Natürlich muß man sich statt Schnee die weiche Asche denken über die alsbald die erstarrende Lava als harter Schild schützend sich wölbte.

Ein nicht zu vergessender Umstand ist die Thatsache, daß Pompeji wenige Jahre, bevor es durch den Aschenregen bedeckt wurde, neu war aufgebaut worden, indem ein Erdbeben die Stadt heimgesucht hatte. So waren also beim Einbruch der letzten Katastrophe alle Malereien in den Ge-

bäuden und diese selbst verhältnißmäßig frisch und neu, weßhalb denn auch an den aufgefundenen Kunstwerken meist nur die Zerstörungsspuren wahrzunehmen sind, die vom Untergang beim Ausbruch des Vesuvs herrühren, nicht aber Zerstörungen durch langen Gebrauch. Daß nun die Alten auf einem so gefährlichen Boden immer wieder ihre Stadt aufbauten, wurde uns begreiflich, als wir etwa die Mitte erreicht hatten und nun, auf edler Mosaik eines einstigen Tempels stehend, die ganze Gegend überschauten. Welche Landschaft! Man kann sich nicht leicht eine edlere denken. Blickt man zum Meeresstrande hinab, oder in die Richtung von Neapel, dessen Golf man überschaut, oder nach den milderen Höhenzügen, die in der Richtung von Salerno sich erstrecken, oder nach Castellamare, Sorrent und Capri zu, — überall trinkt das Auge, — um Gottfried Keller's schöne Verse hier zu zitiren —

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt."

Und wie blickt der Vesuv, auf dem die dampfende Wolke lagert, so gewaltig ernst über all' die Herrlichkeit hin, gleichsam der Gott der Unterwelt selbst, der ins blühende Land seinen Thronstuhl gestellt hat.

Wir überließen uns nun völlig dem Genusse in einer antiken Stadt umherwandern zu dürfen, und bald ging Jeder von uns seine eigenen Wege,

je nachdem diese oder jene Malerei in einem Hause besondere Anziehungskraft ausübte, oder eine Seitengasse lockender schien als die Hauptstraße. Mein guter Stern führte mich zu neu ausgegrabenen Häusern, die noch in keinem Handbuche beschrieben sind. Der Glanz der Fresken ist bei diesen so eben erst ans Licht gebrachten Wohnungen ein unvergleichlich frischerer als bei den längst aufgedeckten Häusern. Wohl sind manche der schöneren Fresken durch vorspringende Holzdächer vor dem Regen geschützt, aber vor der Verwitterung durch die seitlich einfallenden Sonnenstrahlen, durch Nebel, Thau und Wind schützen diese Vorrichtungen nicht. Daher geht eigentlich all' das bunte Bilderwerk, das unsere Generation so entzückt, seinem Verfalle mit raschen Schritten entgegen und vielleicht schon in hundert Jahren wird Vieles, was wir heute noch sehen, nicht mehr zu bemerken sein. Zum Glück ist wohl keine Verzierung, kein noch so unbedeutendes Thierbildchen, das nicht vielfach wäre kopirt worden, gemalt, gezeichnet, durch Kupferstich und Photographie vervielfältigt.

Etwas seitab von der eigentlichen Stadt ganz in den Feldern drin liegt das alte Amphitheater. So wohl erhalten wie dieser Bau ist kein anderes antikes Theater in Italien. In seiner Vollkommenheit imponirte es mir schließlich noch mehr als das Kolosseum, obschon es viel kleiner als

letzteres ist. Ich setzte mich auf die höchste Sitzreihe und blickte sinnend hinab in die Arena, als ein artiger Zufall plötzlich die Szene in passender Weise belebte. Zwei große Jagdrüden stürzten sich auf einmal in Verfolgung eines Hasen durch einen der dunklen Eingänge in den Rund des Theaters und gaben mir ein Schauspiel, das ganz im Styl der grausamen antiken Belustigungen war, die ehemals hier ihre Stätte hatten. Der Hase umjagte viermal das innere Eirund des Theaters und täuschte durch verzweifelte Seitensprünge und plötzliche Wendungen die wilden Hatzrüden, die in solchen Augenblicken über den Punkt, wo ihre Beute die Richtung geändert hatte, weit hinausschossen und nicht so rasch zu wenden vermochten. Endlich ersah er den Vortheil und sprang durch ein anderes Thor ins freie Feld hinaus; aber er hatte die schlechteste Pforte erwählt. Denn dort wartete sein Feind; ein Schuß knallte und, als ich mich unwillig nach dem Schützen umsah, der den Frieden dieser versunkenen Stadt mit dem Knall seiner Jagdbüchse zu stören wagte, erblickte ich zu meinem Staunen einen Abbate in der üblichen geistlichen Tracht, der das todte Häslein soeben mit Triumph aufhob. Jedem andern Jäger hätte ich die Störung verzeihen können; aber dieser geistliche Jäger, der sein langes schwarzes Gewand, um besser über die Felder schreiten zu können, hoch aufgeschürzt hatte, machte mir in

dem breiten Jesuitenhute den fatalsten Eindruck. Es kommt hinzu, daß man einen katholischen Geistlichen mit der Flinte in der Hand nicht sehen kann, ohne an die Bartholomäusnacht und andere fanatische Hetz- und Jagdtage der Kirche zu denken. Dieser schwarze Bursche schien dazu kein übler Schütze zu sein; bereits hingen ihm an einer Schnur zwei weiße Feldtauben um den Gürtel.

Ich eilte nach Pompeji zurück; es dunkelte schon. Die Wache haltenden Beamten hatten den Rektor noch nicht zurückkommen gesehen; er mußte noch in den Ruinen irgendwo stecken. Aber schon war die Zeit gekommen, wo man die Ausgrabungen verlassen muß. Denn in gewissem Sinne sind diese Ausgrabungen etwas den Goldfeldern Kaliforniens oder den Diamantgruben Afrika's Aehnliches; man könnte auch hier bedeutende Schätze entwenden, wenn man die Nacht sich zu Nutze machte. Die Versuchung ist groß. Wie oft sah ich da und dort bei meinem Umherschlendern an der gegen das Amphitheater zu liegenden innern Seite des Erdwalls, wo die Ausgrabungen fortgesetzt werden, den Henkel einer Urne aus der Erde ragen; auch löste ein zufälliger Stoß meines Stockes Erde an einem kleinen Abhang ab und ein eherner Gegenstand tönte mit jenem an solcher Stelle die Nerven in seltsame Aufregung versetzenden hellen Metallklang. Man mußte sich in

solchen Augenblicken zusammennehmen, sich nicht zu bücken und mit Absichtlichkeit eine kleine Privatausgrabung vorzunehmen. Natürlich ist dieß strenge verboten. Alles, was hier gefunden wird, gehört dem Staate. Nachts hüten sogar Bewaffnete diese Fundstätte, was ganz zu billigen ist. Denn Engländer namentlich würden von hier, wenn sie dürften, ganze Tempel mitschleppen; ich selbst sah von ferne mit an, wie eine junge Engländerin, die sich unbeachtet glaubte, mit ihrer zierlichen Fußspitze im Tempel der Venus die Mosaik an einer schon etwas schadhaften Stelle noch mehr lockerte und dann mit Diebsinstinkt ihr Taschentuch auf die bunten Steinchen fallen ließ. Als sie das Taschentuch aufhob, waren die Steinchen fort und diese Stelle der Mosaik war zerstört; freilich ein kleiner Raub im Vergleich zu den frevelhaften Eingriffen, die sich einst Lord Hamilton erlaubte, worüber Goethe in der italiänischen Reise erzählt.

Ich wartete und wartete auf den Rektor. Vergebens. Endlich machte ich mich mit zwei Dienern auf, ihn zu suchen. Es war jetzt dunkle Nacht, obschon erst Abends sechs Uhr; wir waren im Spätherbst. Er mußte sich in den vielen Seitengassen verirrt haben. Wir durchstreiften sie alle und kamen zuletzt in die Gräberstraße, deren ernste Monumente von dem Lichte unserer Laternen gestreift wurden. Ich rief den Namen meines

Freundes, ungern und mit jener Beklemmung, die man empfindet, wenn man an einer heiligen Stätte, wo Alles Stille gebietet, dennoch die Stimme erheben muß. Auf einmal antwortete uns ein Ton, der aus der Erde zu kommen schien. Wir lauschten. Noch einmal klang es dumpf unter unsern Füßen, wie bei der Szene, wo der Geist von Hamlets Vater aus der Tiefe zum Schwur auffordert. „Dove siete, Signore?“ („Wo sind Sie, Herr?“) riefen meine Begleiter. Aengstliche Pause, dann plötzlich die Antwort: „In den unterirdischen Gängen der Villa des Diomedes.“ Jetzt war meinen Begleitern Alles klar. Die Villa des Diomedes war eines der wenigen mehrstöckigen Gebäude, die in Pompeji sich finden. Terassenförmig ist sie in den Hügel gebaut. In ihren unterirdischen Gängen kann man sich, namentlich wenn man vom Dunkel des Abends überrascht wird und vielleicht in der Besorgniß etwas den Kopf verliert, leicht verirren. Meine kundigen Begleiter fanden alsobald den Rektor, und zwar in eben demselben Keller, wo bei dem Ausbruch des Vesuvs achtzehn Erwachsene mit einem Knaben und einem Kindlein Zuflucht gesucht hatten. Die Unglücklichen hatten aber versäumt, rechtzeitig, als der Aschenregen alle Wege zu bedecken begann, die Flucht durch den Garten ins freie Feld zu versuchen. Bald war der Ausgang zugedeckt und hier mußten sie sterben. Man

traf sie 1700 Jahre später hier zusammengedrängt, wo sie den Tod erlitten hatten; noch trugen sie ihre Gewänder. Den Hausherrn, begleitet von einem die Kostbarkeiten ihm nachtragenden Sklaven, fand man unweit von dieser Stelle am Gartenthor; zwei Schlüssel, die er trug, machten ihn als den Herrn des Hauses kenntlich.

Müslin war etwas beschämt und kleinlaut, als er von uns heraufgebracht wurde. Doch versicherte er, er habe sich mit Ruhe darauf gefaßt gemacht, hier die Nacht zuzubringen. Mächtige Amphoren, ehemalige Weinbehälter, die dort in die Mauer eingelassen waren, seien sein Trost gewesen. Denn das bloße Bewußtsein der Nähe dieser dem frohen Gotte Bacchus geheiligten riesigen Krüge hätte keine düstern Gedanken aufkommen lassen.

Wir eilten zum „Albergo del Sole", das man uns besonders empfohlen hatte, um hier, bevor wir mit dem Nachtzuge nach Neapel zurückkehrten, zu Abend zu speisen. Es ist ein lustiger, wunderlicher Gasthof, dieses Albergo del Sole. Von seiner Terrasse hat man — wir sahen es am andern Tag — eine prächtige Aussicht auf Vesuv, Meer, Capri. Man speist aber in einem großen Saale zu ebener Erde; auf einem alterthümlichen Schranke neben dem Haupttische sitzt ein lebendiger Pfau, den Alle kennen, die in den letzten Jahren hier geweilt. Denn dieser Schrank ist der Lieblings-

platz des schönen Thieres, das oft stundenlang so ruhig dort sitzt, daß man seiner nicht achtet oder es für ein ausgestopftes Thier hält, bis es plötzlich den Kopf erhebt und klug die Gesellschaft am Tische sich ansieht.

Ein deutscher Professor saß neben uns, ein bekannter Kunsthistoriker von Ruf. Ihm gegenüber befanden sich zwei junge Leute, ebenfalls Deutsche, gebildete junge Männer, die jedoch keine spezielle archäologische Bildung besaßen. Wie natürlich sprachen sie von dem, was sie den Tag über gesehen und gaben auf eine bescheidene Weise ihre Urtheile ab über die Malereien, die ihnen besonders aufgefallen waren. Da war es nun höchst widerwärtig, zu beobachten, wie der Professor in dem Bewußtsein, alle Weisheit und Wissenschaft allein zu besitzen und zu verwalten, diese jungen Männer, die durchaus keine archäologischen Kenntnisse prätendirten, auf höhnische Weise von oben herab behandelte, ja zuletzt in offenes Gelächter ausbrach, als Einer etwas vorbrachte, das nicht in die wissenschaftliche Schablone des Kunsthistorikers passen mochte. Wie wären wir alle so dankbar gewesen für irgend eine sachliche Belehrung des gewiß gut orientirten Mannes; aber er hatte für Laien nur höhnisches Lächeln und wiegte mit selbstgefälliger Vornehmheit sein Haupt, ein Bild wissenschaftlichen Dünkels. Auch offenbarte er seinen Charakter in folgendem Zwischenfalle. Als

wir gespeist hatten und aufbrachen, um die Eisenbahn nach Neapel noch zu erreichen, stellte sich heraus, daß wir zur Bezahlung der Zeche nur größere Banknoten hatten und der Wirth im Augenblick nicht wechseln konnte. Da sprach dieses Musterbild eines Wirthes die Worte, die ich dem Manne nie vergessen werde: „Oh! Fa niente! Pagherà un' altra volta.“ („O! Es thut nichts! Sie zahlen ein ander Mal.“) Das sprach dieser Wirth zu zwei wildfremden Menschen, die kein Pfand ihm zurückließen, die soeben sich bereit machten, in die dunkle Nacht hinauszugehen, um nach Neapel zu fahren, und die vielleicht, selbst wenn sie es beabsichtigten, nicht mehr dazu gelangten, nach Pompeji zu kommen. Müslin war gerührt von solchem Zutrauen. Der Professor aber schnitt den Dithyrambus, den Müslin zu Ehren eines solchen Wirthes anstimmte, mit der frostigen Bemerkung ab: „Wir Deutsche haben diesen Mann so dressirt; das ist nicht sein Herz, das ist unsere Dressur.“

„In der That, ich finde nicht die Spur
Von einem Herzen, Alles ist Dressur“

zitirte Müslin frei nach Faust mit giftigem Blicke nach dem Professor und verließ mit mir den Saal. Zum Glück fanden wir übrigens im letzten Augenblicke eine kleine Goldmünze, mit der wir unsern ehrlichen Wirth vom Albergo del Sole bezahlen konnten.

Daß wir nach Pompeji zurückkommen würden, hatte dieser wackere Mann richtig vorausgesehen. Mit nur einem Tage kann man sich nicht begnügen; diese Trümmer haben eine unwiderstehliche Anziehungskraft, und schon in der Frühe des nächsten Tages fuhren wir wieder nach Pompeji. In der Stille eines frischen, aber doch warmen, sonnigen Oktobermorgens machte die dem Grab entstandene Stadt einen besonders feierlichen Eindruck; auch ließ das energische Licht der Vormittagssonne alle Farben der Malereien frischer erscheinen. Schmetterlinge flatterten in der Gräberstraße und ein großer Falter, ein schönes Tagpfauenauge, setzte sich auf jenes edle Columbarium neben der Villa des Diomedes, das einst im stillen, engen, geheiligten Raum die Asche der nahen Verwandten geborgen hatte. Stolz, tannenschlank hob sich heute die Rauchsäule aus dem Krater des Vesuv in die Höhe und der dunkle Berg zeichnete sich scharf vom tiefblauen Himmel ab. Auch die hohen Bergkegel, die gegen Salerno zu liegen, überragt von mächtigen Pinien, gekrönt mit weißen Kastellen, lagen in der Vormittagssonne so lockend da, daß wir beschlossen, Nachmittags nach Salerno zu fahren, ja der Rektor murmelte etwas von Tarent, dem von Horaz besungenen lachendsten Erdenwinkel, wo altgriechische Kultur und die ernstesten Ereignisse der italischen Geschichte — — — der Rest des Gedankens ging in unverständlichem

Gemurmel verloren. Aber ich war bereits auf meiner Hut. Nach Tarent sollte der Rektor nicht gehen; denn erstlich herrschten dort laut den Zeitungen starke Fieber, und dann — Tarent weist nach Griechenland und nach Sizilien; welche neuen, den Rahmen dieser Reise weit überschreitenden Projekte würde der Rektor in Tarent gemacht haben! Schon blickte er auf der Karte mit starrem Blick immer auf das alte Brundisium (Brindisi), von wo einst Roms Flotten nach Griechenland, nach Kleinasien schwammen. Salerno wollte ich noch gestatten, dann mußte an die Rückfahrt gedacht werden; auch die Kasse des Rektors, über die ich ziemlich genau orientirt war, verlangte dieß.

XIX.

Wer, wie Rektor Müslin, in energischen Stimmungen, die das Gemüth beherrschen, einen wesentlichen Reiz des Daseins findet, muß in Italien sich besonders glücklich fühlen, da mit dem kleinsten Ortswechsel meistens ein starker Wechsel der Stimmungen verbunden ist, so daß im Gemüth des Reisenden immer neue Akkorde angeschlagen werden.

Salerno liegt nur wenige Stunden von Pompeji entfernt; der Schnellzug durcheilt die Distanz in sehr kurzer Zeit. Und doch ist das Sinnen des Reisenden, ehe er noch die Hälfte dieses Weges zurückgelegt hat, aus dem Zauber der antiken Zeit erlöst, um einer andern Magie sich hinzugeben. Das Hohenstaufenthum in Italien, die Zeiten arabischer Kultur in diesen Gegenden, der durch's Mittelalter leuchtende Glanz der Hochschule von Salerno, von dem ein Strahl im „Armen Heinrich" des Hartmann von Aue aufblitzt, — das sind die Grundtöne, die jetzt in der Seele erwachen und, oft ohne daß ein bestimmter Gedanke sich bildet, ja dann oft gerade am tiefsten und

schönsten, ein harmonisches Wohlsein dem Geiste bereiten. Dann aber wieder nur wenige Stunden südlich von Salerno, bei Pästum, steigt machtvoll der hellenische Geist empor und, wenn wir noch südlicher reisen, erhebt sich ein symphonisches Maestoso, in welchem alte Punierpanzer, auf dem Schlachtfelde von Himera unter Gelon von Syrakus berstend, Pyrrhusposaunen, Normannenschwerter, Araberklingen und das Glockengeläute einer blutigen Vesper sich mit heroischem Erzklang zu einer wilden, stolzen Fanfare vereinigen. Was hat dieses kleine Stück Unter-Italien und Sizilien für eine Geschichte! Auf einer Strecke von zehn Quadratmeilen haben sich seit den ältesten Zeiten bis auf Garibaldi's Siegeszug mehr berühmte und der Menschheit am Herzen liegende Ereignisse zugetragen, als auf dem unendlichen Flächenraume des ganzen russischen Reiches.

Die Fahrt von Pompeji nach Salerno war in landschaftlicher Beziehung ein großer Genuß. Die zu beiden Seiten des nicht schmalen Thales sich hinziehenden hohen Berge haben einen ernsten Charakter. Ausgedehnte Gehöfte, Klöster und Burgen liegen an ihren Abhängen, dunkle Waldungen sind häufiger, als man erwartet, da man viel von den kahlen Gebirgen Italiens gehört und gelesen hat.

Alte von Epheu übersponnenen Wasserleitungen ziehen sich von den Höhen thalwärts und

durch die tiefgrünen, fruchtbaren Pflanzungen. In den Wiesen herrschen Feigenbäume vor und die reichsten Rebenguirlanden. Da und dort hat man auch Baumwolle angebaut und wie diese Pflanze weist auch der Feigen tragende Cactus, der auf beiden Seiten der Bahn seine riesigen tellerförmigen Blätter emporhebt, auf das tropische Amerika. Mit Baumwolle sind erst in neuerer Zeit Anpflanzungsversuche gemacht worden. Aber diese Cactusfeigen, — in Neapel ein sehr beliebtes Obst nach Tisch, — sind von den Spaniern hierher gebracht worden in der ersten Zeit nach der Eroberung Mexiko's, als die Spanier bekanntlich auch Unteritalien in eiserner Umarmung noch festhielten. Da und dort in den Wäldern fielen uns einsame, hohe Thürmchen auf, deren Zweck uns anfänglich nicht deutlich war, bis ein im Wagen sitzender gefälliger Landesbewohner uns belehrte, dieß seien Jagdthürmchen; von dort herab schießen die vornehmen Jäger, die in dieser Gegend ihre Schlösser haben, nach Taubenschwärmen im Frühjahr und im Herbst.

Als nun die Bahn, nachdem sie die ganze zwischen Castellamare und Salerno sich ins Meer drängende gebirgige Landzunge durchschnitten hatte, hoch oben bei Vietri herauskam, so daß man den Golf von Salerno in ungeheurer Tiefe unter sich hatte und mit einem Blicke diesen Golf, die Stadt Salerno, das weite offene Meer und die

blauschwarzen, scharfgeschnittenen Berge der Basilicata überschaute, — selbst Pästums Tempel in sumpfiger Niederung am Meeresstrande sah ein scharfes Auge herüberleuchten, — da war diese Aussicht so überwältigend, daß wir geneigt waren, den Golf von Salerno über den von Neapel zu setzen und als das Schönste zu preisen, was wir bis dahin in Italien gesehen hatten.

Nicht eben viele Schiffe lagen auf der Rhede, doch belebten große, belastete Segelschiffe, die in das rosig leuchtende abendliche Meer hinausstrebten, den Meerbusen. Als Beweis, daß diese blaue, jetzt friedliche Tiefe auch furchtbar stürmen und wüthen könne, lag in der Mitte des Hafens ein halbversunkener großer Dampfer; wir erfuhren später, es sei ein englisches Schiff, welches, während es hier vor Anker lag, vom Sturme gefaßt, theilweise an dem steinernen Wellenbrecher, der den innern Golf vor dem Sturme schützen soll, zerschmettert und halb in den Sand des Hafens versenkt wurde. Das Hintertheil, ein hoher Segelmast, und ein Theil des Kamins ragten noch über die Wellen und unwillkürlich sah man sich das gestrandete Ungethüm immer wieder an, ohne daß jedoch dieser Anblick der Harmonie der Landschaft Schaden gethan hätte.

Eigentlich hatten wir die Absicht, in Salerno zu übernachten. Die stille große ernste Stadt mit dem edeln Dom, wo der als Flüchtling ver-

storbene Pabst Gregor VII., der 1084 diesen Dom geweiht hatte, begraben liegt, hatte viel Anziehendes für uns. Rektor Müslin schwärmte von dem Wunderarzte im „Armen Heinrich" und von den berühmten Aerztinnen, die hier im Mittelalter lebten. Denn — nichts Neues unter der Sonne — auf der Universität von Salerno gab es weibliche Studenten, weibliche Doktoren und Professoren. Aber zwei junge artige Schlesier, die mit uns im Waggon Bekanntschaft gemacht, erbaten sich unsere Begleitung nach Amalfi, da sie nicht gerne zu Zweien einen großen, mit drei Rossen bespannten, vierplätzigen Reisewagen allein besetzen und bezahlen wollten. So versparten wir uns Salerno auf den nächsten Tag bei der Rückreise und fuhren auf einer der interessantesten Kunststraßen hoch über'm Meere hin in der Richtung von Capri nach der berühmten Schifferstadt Amalfi. Die Sonne war eben im Untergehen und der Golf glänzte in wunderbaren Farben. Es gibt ein Bild von Claude Lorrain, — Acis und Galathea heißt es nach der Staffage des Vordergrundes, aber es ist hauptsächlich eine Meerlandschaft im Abendsonnenschein, — die Dresdener Gallerie besitzt das Original; — an dieses Bild mußte ich auf der Fahrt denken; es fehlte auf dem Golf zu unsern Füßen nur der Muschelwagen der Liebesgöttin, der auf Claude Lorrains Bild im Vordergrund unter Bäumen ankert, um die Aehnlichkeit

vollständig zu machen. Gegen Amalfi zu, als wir die malerischen Fischerdörfer Majora und Minora erreichten, Felsennester zwischen das Meer und die hohe, steile Bergwand unsagbar kühn gebaut, wurde die Landschaft heroischer. Alte Wachtthürme fielen besonders auf.

In früheren Jahrhunderten hatte man sie errichtet der mohamedanischen Seeräuber wegen zum Küstenschutz. Von hier flammten Alarmfeuer auf, wenn ein Korsar auf der Höhe des Meeres erblickt wurde. Dann setzte sich die Bevölkerung in Vertheidigungszustand; die Frauen und Mädchen flohen aus den Weinbergen und den Obstgärten nach Hause, denn in den verschwiegenen Buchten landeten oft Barken, aus denen beturbante Mädchenräuber stiegen und rasch die Felsenwege emporkletterten, ein einsames Mädchen zu überfallen und in die Sklaverei zu führen.

Uns klingen diese Geschichten, von denen uns der treffliche Refues in einem der ausgezeichnetsten historischen Romane der deutschen Literatur — Scipio Cicala — ein farbenreiches Bild liefert, wie alte Märchen. Und doch war noch Goethe (15. Mai 1787) wohl zufrieden, die Fahrt von Messina nach Neapel unter französischer Flagge machen zu können, die damals, wie er besonders hervorhebt, vor Seeräubern größere Sicherheit gewährte. Auch Seume (1802) erzählt, wie auf der Fahrt von Neapel nach Sicilien alle Kanonen

an Bord seien geladen worden, indem noch damals Kämpfe mit tunesischen Piraten keine Seltenheit waren. Bekanntlich ist es zuerst die junge Republik Nord-Amerika gewesen, welche die afrikanischen Raubstaaten Mores lehrte in einem Augenblick, als noch alle europäischen Staaten, auch das unmittelbar nachher in Algier mit solcher Energie auftretende Frankreich, den Korsarenstaaten eine jährliche Abfindungssumme entrichteten. Ein amerikanisches Handelsschiff war von tunesischen Piraten genommen worden. Darauf wagte sich ein Kriegsschiff der amerikanischen Marine mitten in den Hafen von Tunis und zerstörte durch Brand und Schüsse die ganze tunesische Raubflotte im Angesichte der Stadt. Spanische und französische Romane des vorletzten und des letzten Jahrhunderts (so z. B. Gilblas) bringen die Gefangennahme durch türkische Seeräuber als ein von ihren Zeitgenossen immer wieder mit Interesse in Betracht gezogenes Motiv, das uns leicht überromantisch vorkommt, weil wir zu wenig wissen, wie tief das Korsarenthum in das Handels- und Gesellschaftsleben der Nationen am mittelländischen Meere bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts einschnitt.

Jetzt donnerte unser Reisewagen die steile Straße zum Albergo dei Capuccini in Amalfi hinab; schon war es Nacht. Aber den Berg hinan glänzten aus den amphitheateralisch an die Felsen

gebauten Häusern, Kirchen, Kapellen, Klöstern und Schlössern Lichtlein, die die wunderliche Lage dieser im Mittelalter hochgeachteten, reichen Handelsstadt genugsam verriethen. Wir gingen, nach rasch eingenommener einfacher Mahlzeit, ermüdet zu Bette. Aber süßer Schlaf war uns nicht lange beschieden.

Schon im Anfang der Nacht weckte uns ein wilder Sturmwind, der an den hohen Felswänden über unserm Dache wie ein böser Geist hinstrich und unten im Meere, das vor unsern Fenstern brauste, die schlafenden Wellen weckte, die bald mit donnerndem Anprall sich über die Ufersteine warfen. Als wir endlich nach Mitternacht Schlaf gefunden hatten, erhob sich, — es mochte gegen drei Uhr Morgens gehen und natürlich war Alles in tiefste Nacht begraben, — plötzlich unter unsern Fenstern und die ganze Küste entlang ein heftiges Gewehrfeuer. Blitzschnell sprang Rektor Müslin aus dem Bette und eilte ans Fenster. „Richtig", rief er, „da blitzen die Musketen auf; man schießt gegen das Meer; es muß etwas Furchtbares los sein." Auch ich erhob mich und jetzt fing es auf einmal an, mit allen Glocken aller Thürme der Stadt Amalfi zu läuten. Tief summten die großen Glocken im Campanile des alten Doms, hoch und hell wimmerten Glöcklein von den Spitzen der nächsten Felsvorsprünge herunter. Dabei hörte das heftige Peletonfeuer am Strande

nicht auf. „Was kann es nur sein?“ rief ich. — „Was anders“, antwortete der im Hemde vielleicht nicht blos vor Kälte schlotternde Rektor — „was anders, als entweder ein Landungsversuch von Korsaren oder eine Invasion der Bourbonen, die das Land wieder erobern wollen?“ — „Oder vielleicht hat man Schmuggler entdeckt“, setzte ich hinzu, um doch ein weniger unwahrscheinliches Motiv zu nennen. „Würde man“, sagte der zähneklappernde Rektor, „bloßer Schmuggler wegen mit allen Glocken läuten? Das Schießen der Küstenwächter könnte wohl durch Schmuggler erklärt werden; aber dieses Läuten?“ — „Das Beste ist, in unsere Betten zu kriechen, da man doch nichts sieht“, gab ich zur Antwort. Das soeben verhallende Geläute gab meinem Rathe einigen Nachdruck und der Rektor legte sich wieder zur Ruhe. Nach einer kleinen Viertelstunde wurde auch das Schießen schwächer, dann hörte es ganz auf und es gelang uns, einzuschlafen und ich brachte sogar einen ziemlich spannenden Traum von Seeräubern zuwege, die soeben ein Nonnenkloster umzingelt hatten, als mich in dieser unruhevollen Nacht — doch war es jetzt sechs Uhr Morgens — ein sehr schöner dreistimmiger Chorgesang weckte. Auch Müslin fuhr alsobald auf und lauschte. Unten am Strande vor unsern Fenstern schien die ganze Bevölkerung dieser seltsamen Stadt sich aufgestellt zu haben; denn machtvoll, nicht wie von einem

gewöhnlichen Chore gesungen, tönte das Lied, das sie sangen.

Die Melodie liegt mir noch im Sinne, aber nicht so deutlich, daß ich sie aufzeichnen könnte. Nur meine ich, selten im Leben noch schöneres Singen gehört zu haben. Würdevoll wie ein Choral, aber leidenschaftlich bewegt an gewissen Stellen und mit herrlichem Auf- und Abschwellen der gehaltenen Töne klang der mächtige Gesang in der Frühe am Meere, das vom Sturm sich beruhigt hatte. Noch war es zu dunkel, die Singenden zu sehen; so lauschten wir andächtig in unsern Betten den reichen Modulationen des seelenvollen Liedes. An einer Stelle fuhr der Tenor wie schmetternder Trompetenschall, ja wie ein blitzendes Schwert in die tiefen Baßtöne hinein, so daß man ordentlich hoch aufathmen mußte, gleichsam Luft zu schöpfen an Stelle der so kraftvoll singenden Männer. — Auf einmal starb der Gesang weg und Alles wurde wieder nächtlich still, so daß wir uns nach solcher Nacht immer noch schläfrig einem sanften Morgenschlummer hingaben, aus dem wir nach abermals zwei Stunden auffuhren, dießmal von einer glänzenden Trompetenfanfare geweckt; ein prächtig geblasenes, größeres Stück für Blasinstrumente folgte. „Sind denn alle Teufel los?“ ächzte der Rektor, als er sich die Augen rieb und erstaunt diesen Tönen lauschte. Ich fuhr rasch in die Kleider und erkundigte mich beim Wirthe, was

das Schießen in der Nacht, das Läuten, der Morgengesang und die Instrumentalmusik zu bedeuten hätten. Er antwortete einfach, es sei der 19. Oktober und der sei in Amalfi seit undenklichen Zeiten ein Festtag gewesen und auf diese Weise nach altem Brauche gefeiert worden. Näheres wußte er mir nicht zu sagen; nur fügte er bei, auf neuere Politik habe das Fest keinen Bezug. In Kalendern, wo ich nachsah, stehen für den 19. Oktober die Namen Ptolemäus und Ferdinandus. Ob das Fest einem dieser Patrone gilt und welchem von Beiden, weiß ich nicht zu sagen. Aber wer eine aufregende Nacht mit der Illusion eines Korsarenüberfalls und am Morgen schöne Chorgesänge der Schiffer oder Militärfanfaren liebt, möge es einrichten, die Nacht vom 18. auf den 19. Oktober in Amalfi zuzubringen. Ist er ein guter deutscher Patriot, so kann er bei dem Höllenlärm der nächtlichen Schüsse vortrefflich von der Schlacht bei Leipzig träumen.

Beim Frühstück fiel mir meines Freundes blasses, verstörtes Gesicht auf; doch machte ich nach einer so gestörten Nacht nicht viel daraus, besonders da sich der Rektor den beiden jungen Schlesiern und mir bereitwillig anschloß, als wir die Kathedrale San Andrea besuchten. Selten im Leben rührte mich ein Kunstwerk mehr, als dort in einer Säulenhalle an nicht besonders auffallender Stelle ein antikes Relief aus Pästum, welches in

die christliche Kirche eingemauert war. Es stellte den Raub der Proserpina dar; man sieht den von Drachen gezogenen Wagen des Höllengottes; die Gestalten Pluto's und Proserpina's sind von hoher Schönheit. Es sollen auch im St. Peter zu Rom mythologische Darstellungen — aus Ovids Metamorphosen, sagt Madame de Staël — in Relief angebracht sein; sie stammen aber aus Werkstätten von Künstlern der Renaissance. Hier hatte ich ein ächtes hellenisches Werk vor mir, das einst wohl sicher dem Tempel der Ceres als rührender Schmuck gedient hatte. Ich segnete die Hand, die es durch Einmauern in dieser christlichen Kirche der Zerstörung der Zeit entrissen hatte.

Wir stiegen in die Krypta der Kathedrale hinab, wo man uns die heiligen Gebeine des Apostels Andrea vorweisen wollte, obwohl Müslin protestirte und matt lächelnd die Psalmworte zitirte: „Der Herr hat nicht Gefallen an Jemandes Beinen.“ Wir wurden jedoch in dieser Krypta durch einen Anblick belohnt, der so charakteristisch und in gewisser Beziehung auch so schön war, daß er das mühelose Hinabsteigen in die Krypta wohl werth schien. Eine unvergleichlich schöne junge Frau in schwarzseidenem Kleide mit lang herabwallendem zurückgeschlagenem Schleier kniete neben einem Geistlichen, der sich nicht den Zwang anzuthun für gut fand, im Beichtstuhle die Bekenntnisse des schönen Wesens anzuhören, sondern im Dunkel des

Altars auf einem freien Stuhle neben ihr Platz genommen hatte. Das Profil der Dame war uns zugewandt und wir bewunderten die edeln, regelmäßigen, feingeschnittenen Züge und den Marmorglanz des weißen Antlitzes. Wenn die Venus von Capua, wie sie im Museum in Neapel steht, diese schwarzen wallenden Gewänder umgenommen und sich so hingekniet hätte, es wäre derselbe Anblick gewesen. Als der Geistliche unsere Tritte hörte, — vermuthlich hatte er nicht geglaubt, daß man diese dunkle Krypta gerade in dieser Morgenstunde besuchen werde — erhob er sich unwillig, bot plötzlich mehr mit der Miene eines Cavaliers als eines geistlichen Beistandes der Dame seinen Arm und verschwand mit der schönen Erscheinung hinter dem Altar des heiligen Andreas. Kaum irgendwo bekam ich einen so lebhaften Eindruck von der Macht, die die katholische Kirche auf das soziale Leben in südeuropäischen Ländern noch ausübt, als an diesem Orte und in diesem Augenblicke.

Hier, fern von den großen Hauptstädten und ihrem Voltairianismus, stehen die Kleriker noch in einem Verhältnisse zu den Frauen wie einst der h. Hieronymus zu Bläsilla, Laeta und Paula, deren intimste Lebensverhältnisse der fromme asketische Mönch einläßlich ordnete, wobei denn Dinge zur Sprache kommen, wogegen „alle sieben Sachen", nach denen, wie es im „Faust" heißt,

der junge Mediziner bei hübschen Frauen keck greift, nur ein sehr äußerliches, wenig pikantes, plumpes Sinnenspiel sind. Ob wohl die äußerste Linke, die heut zu Tage in Frankreich, auch in der Schweiz, gegenüber den Jesuiten so nachsichtig liberal sich benimmt und gemüthlich erklärt, die römischkatholische Kirche sei gar keine so gefährliche Sache, die Briefe des h. Hieronymus an die genannten Damen je gelesen hat? Der vereinzelte Ehemann, und wenn er noch so ein tapferer Bursche wäre, ja eine wahre Kriegsgurgel, ist bei solchen Zuständen, wo sie einmal herrschen, nicht im Stande, der frechen Tartüffehand, die sich verirrt, immer auf die Finger zu klopfen, wenn auch in einigen Novellen des Boccaccio und des Masuccio gute Winke darüber gegeben werden. Wir haben in unsern protestantischen und germanischen Ländern von diesen Dingen gar keine Vorstellung mehr, und so ist es freilich wohlfeil, Toleranz zu üben gegenüber einer Institution, die bei uns nur als zahme Hauskatze gekannt wird, während sie anderswo je nach Umständen Tiger, Hyäne, und — obwohl sie es läugnet — blutdürstig ist.

Auf dem Wege aus der Kirche, oben an der prächtigen Marmortreppe, bettelte uns ein hübscher kleiner Junge um Cigarren an. Das brachte den einen unserer jungen schlesischen Begleiter ganz außer Fassung. Er war selbst ein so wohlge-

zogener junger Mann aus guter Familie; seine Seele roch völlig nach weißer Wäsche, sein Verstand war „gestärkt“, wie man einen Hemdenkragen stärkt und seine Leidenschaften geglättet und gebügelt wie der gestickte Busenstreifen, mit den drei goldenen Knöpfchen, den er trug. Dieser geborene Geheime Rath und Großvater wandte sich zu dem kleinen schwarzäugigen Fischerjungen und hielt ihm, sehr langsam aber sehr korrekt italiänisch sprechend, eine Rede, die in logischer und pädagogischer Beziehung nichts zu wünschen übrig ließ: „Ich werde dir keine Cigarren geben, kleiner Knabe. Denn erstlich ist hier nicht der Ort, wo man Cigarren gibt; wir stehen vor dem Gotteshause. Sodann rauche ich nicht und habe daher niemals Cigarren bei mir. Endlich aber würde ich dir auch keine Cigarren geben, wenn ich welche hätte; denn“ — und das wurde nun mit besonderem Nachdruck gesprochen, — „denn du bist noch viel zu jung zum Rauchen.“ Der Schluß der Rede machte sich in italiänischer Sprache noch viel pedantischer; langsam rollten die Worte heraus: „Tu sei ancora molto troppo giovane per fumare.“

Der Kleine stand starr da und riß Maul und Augen weit auf. Plötzlich fuhr Müslin wild in die Tasche, nahm hastig sein Etui hervor und steckte dem Buben mehrere dicke römische Cigarren in den Mund, in jeden Winkel eine und in die Mitte eine lange Brissago. Der junge Schlesier

sah Müslin vorwurfsvoll an und wie ein Gesandter, der nach solchem Akte die diplomatischen Beziehungen abbricht, ging er mit seinem Freunde rasch von dannen; eine halbe Stunde später schiffte er sich nach Capri ein auf einem Boote; ich sah der Abfahrt vom Balkon unseres Gasthofs zu. Wohl fünfzig Fischerbuben hockten da am Strande und, als hätten sie sich das Wort gegeben, das pädagogische Gewissen der schlesischen frischen Wäsche zu empören, rauchten sie alle, einige aus weißen, gelben und rothen Thonpfeifen, andere elende, weggeworfene Cigarrenstummel und jetzt schrieen sie Alle vor Vergnügen laut auf, da soeben ein stämmiger Fischer den jungen schlesischen Großvater aufhob, wie man ein Kind aufnimmt, und ihn durch die den Strand bespülenden Wogen ins Kielboot trug.

Als ich mich nach dem Zimmer wandte, um Müslin die Szene zu zeigen, da war er nicht da, kam aber bald herein, elend, blaß und niedergeschlagen, wie ich ihn noch niemals gesehen. „Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?“ fragte ich ihn, mit dem Scherz meine Besorgniß verbergend. Er aber sank auf's Sopha und sprach: „Mit mir ist's aus; es sei denn, daß ich auf's Schleunigste in die Heimat zurückkehre, wo jetzt, o erquickender Gedanke, vielleicht schon der erste Schnee gefallen ist.“ (Dies war in der That der Fall gewesen.) Ein heftiger Fieberschauer, der

nach diesen Worten den Rektor schüttelte, zeigte mir, daß wir in der That die äußerste Grenze unserer italiänischen Reise erreicht hatten. Jetzt war nicht einmal mehr an Pästum zu denken, noch an das nahe Capri oder an Sorrent, geschweige an Tarent oder an die Stelle der Meerenge Messina's, wo, wie Diodor meldet, auf der Flucht vor den grausamen Karthagern zweihundert Jünglinge sich in das Meer gestürzt, von denen doch fünfzig über die Meerenge schwammen und glücklich nach Italien kamen. Müslin hatte mir diese Begebenheit, die ihm besonders lieb war, mit großer Emphase mehrmals ausführlich erzählt. Jetzt aber konnte nur die Rede von schleuniger Rückkehr sein.

Ich wandte mich daher zu meinem Freunde und hielt ihm eine Rede, die, wie ich glaube, seinem Charakter gemäß war.

„Gewiß“, sprach ich, „müssen wir umkehren. Und ein Rückzug ist weder ein Unglück noch eine Schande, wenn man nur den Kopf dabei oben behält. Es handelt sich jetzt für uns darum, eine Anabasis, wie Xenophon's glorreicher Rückzug der Zehntausend war, auszuführen. Es wird uns gelingen mit Muth, mit Entschlossenheit, mit gutem Humor . . . .“

„Und mit Kamillenthee“, ergänzte lächelnd der Rektor. Ich schellte sofort nach dem Wirthe; Kamillenthee, warme Tücher, den Unterleib zu

umhüllen, wurden gebracht. Aber unser Wirth schüttelte zu allen diesen Vorkehrungen den Kopf und behauptete, solche Fieber- und Ruhranfälle bekämpfe man am besten durch kalte Sitzbäder und Limonade. Wir versparten letzteren Versuch auf Salerno, wohin wir sofort zurückzukehren beschlossen. Denn für Müslin's Phantasie war es nothwendig, daß er sich als ein auf der Rückreise Begriffener fühlte.

Wir ließen anspannen, und der ächzende, seufzende Rektor fuhr durch eine der schönsten Gegenden der Welt voll Apathie. Welch elendes Geschöpf ist der Mensch! Eine Störung in seinen Eingeweiden raubt ihm jede Lebenslust, Sinn für Kunst und Natur. Selbst als unterwegs ein finster aussehender Mann sich auf den Bock zu unserm Kutscher setzte und uns der hinten aufstehende Bediente zuflüsterte, dieser Eindringling lasse sich nicht abweisen, da es „un gran capitano della Camorra“ (ein großer Häuptling der Camorra) sei, interessirte sich Müslin für diese romantische Persönlichkeit nur schwach und bei einer Stelle des Weges, wo unser Wagen beinahe durch Anprall an einen Stein in eine gähnende, tiefe Meeresbucht wäre geschleudert worden, guckte er gleichgültig über den Rand des Wagens in die blaue Tiefe. Nur als ihn der Bediente fragte, ob er vielleicht Furcht habe, an diesen Abgründen hin zu fahren, flackerten seine Lebensgeister etwas empor

und er rief: „Paura? Io? Io sono Svizzero.“ („Furcht? Ich? Ich bin ein Schweizer.“) Und mit matter Stimme beschrieb er dem Bedienten, daß in der Schweiz der mindeste Abgrund zehnmal so tief sei als der größte, den man in Italien finden könne.

Wir übernachteten in Salerno, wo ich den Rektor pflegte und daher von der Stadt wenig sah. Nur kam mir vor, die ganze Stadt sei ein rechtes mittelalterliches Winkelwerk mit abenteuerlichen alten Häusern, auf deren wunderlichen Dächern Hexenmeister wohnen könnten, wie jener in Gottfried Keller's köstlicher Märchennovelle „Spiegel das Kätzchen.“ — Uebrigens hat Salerno den Charakter der Landstadt, trotz den vielen Droschken, die man auf den Plätzen vor den Gasthäusern sieht. Niemand benützt diese Miethwagen; daher sind die Kutscher arme Teufel und noch ärmere Teufel ihre Pferde, die offenbar gar nicht gefüttert werden; ich habe niemals geglaubt, daß solche schlotternde Skelette noch einen Funken Leben und Kraft in sich bergen könnten.

Das kalte Sitzbad und die Limonade mögen gute Heilmittel für Südländer sein; der arme Rektor Müslin brachte nach Applizirung dieser Medikamente eine schreckliche Nacht zu. Eine starke Dosis Laudanum machte ihn jedoch fähig, bis Neapel mit der Eisenbahn zu reisen. Wehmüthig blinzelte er zum letzten Male auf der Höhe bei

Vietri dem schönen Golfe von Salerno zu; schlafend fuhr er an dem alten Pompeji vorüber; bei Nacht und stürmischem Wetter langten wir in Neapel an.

Am folgenden Morgen bestellte ich, obwohl es stürmte, zwei Plätze auf einem Nachmittags den Hafen verlassenden, nach Genua steuernden Dampfer. Der Rektor wollte es so; denn er hatte irgendwo gelesen, daß Fieber und andere durch klimatischen Einfluß hervorgerufene Uebel auf dem Meere sofort weichen. Ich hatte meine schweren Bedenken. Da ich aber meiner Mentorpflicht eingedenk war, verließ ich den kranken Freund natürlich nicht, der äußersten Falls ohne mich die Einschiffung bewerkstelligt hätte. Und so brachte uns am Nachmittag ein Boot an Bord des aus Sizilien kommenden großen Dampfers Himera, der um fünf Uhr Abends die Anker lichten sollte.

XX.

„Machtvoll starrete dreifach Erz
Jenem Mann um die Brust, welcher morsches Gebälk
Grausem Wogengewühl zuerst
Hingab!" (Horaz, Ode aus Virgils Meerfahrt.)

Ja, lorbeergeschmückter Horaz! Du hast auch hier das rechte Wort gesprochen. An meine Meerfahrt werde ich Zeitlebens denken und erst der arme Rektor Müslin!

Wer eigentlich hat die öffentliche Lüge aufgebracht, es sei etwas Schönes, auf einem Schiffe übers Meer zu fahren? Ein toller Engländer vielleicht und Millionen Landratten beten es nach. Ja! Eine Seereise liest sich sehr hübsch im Gärtchen unterm Zwetschgenbaume auf der grünen Bank, während weiße Wölkchen am herbstlich blauen Himmel sanft ihre Bahn dahinziehen, wohlgemerkt Wölkchen ohne Passagiere durch das stille, wellenlose Luftmeer.

O! Himmel! Es gab eine Zeit, wo ich mir vorstellte, ich dürfe Amerika ansehen als eine Dependenz der alten Welt, wohin ich vielleicht einmal einen kleinen Abstecher machen würde, wenn

der Sauerstoff liberaler Ideen in der dicken Luft Europa's aufgebraucht wäre. Diese Illusion habe ich in der Straße von Piombino, zwischen der Insel Elba und der italischen Küste definitiv begraben unter einer Symbolik, deren Zeichen aus der innersten Tiefe meiner Natur geholt und in die viel tiefere Tiefe des mittelländischen Meeres versenkt wurden. Ich werde wenigstens mit freiem Willen nie mehr eine Meerfahrt thun.

Schon bis man nur auf dem Schiffe ist! Welche Konfusion mit den Schaluppen, die uns an Bord bringen sollen; welche Legion Trinkgelder, wenigstens in Neapel. Jeder stürzt sich auf den Passagier und will ihm noch etwas abzwacken. Und mit Recht! Denn ein so dummer Kerl, wie ein solcher muthwilliger Seereisender, verdient als öffentliche Beute angesehen zu werden.

Auf dem Billet ist auch Verpflegung mit inbegriffen, d. h. Table-d'hote auf dem Schiffe. Aber speist man vielleicht, so lange das Schiff ruhig im Hafen liegt? Keine Rede. Erst wenn die Maschine es ins Meer hinausgearbeitet hat, wird angerichtet. Natürlich! Denn so ist's für die Kellner am bequemsten; die Reisenden sind schon alle so gründlich von ihrem Appetit geheilt, daß man nur wieder abräumen kann. Auf unserm Schiff wenigstens speiste man immer in dem Augenblicke, wo die Schaukelbewegung den höchsten Grad erreicht hatte.

Wir hatten es nun allerdings mit unserm Dampfer „Himera“ besonders übel getroffen. Es war ein sehr großes, aber plump gebautes, altes Schiff und ein Bataillon Soldaten mit den Pferden der Offiziere okkupirte das ganze Verdeck. In der Nähe des Hauptmastes war soeben ein Hammel geschlachtet worden; überall saßen bleiche Krieger herum, die sich stöhnend den Kopf hielten. Denn auf der Fahrt von Palermo bis Neapel hatte das Schiff schon mit starkem Wellengang gekämpft. Doch gab es auch einige vergnügte Bursche, die ihren Suppennapf zwischen den Beinen hielten; ein paar Andere belustigten sich mit einer Katze, die sich als fille du régiment mehr Liebkosungen mußte gefallen lassen, als dem armen Thiere bequem war.

„Das wird eine nette Seefahrt geben!“ sagte Müslin, als er neben mir auf dem Verdeck stund und sah, wie die Möven im Golfe auf den weißen Schaumköpfen der Wellen wahre Bajaderentänze ausführten. Ein paar außerordentlich hübsche Matrosen der königlichen Marine, die aber als Passagiere auf diesem Schiffe die Ueberfahrt bis Livorno machten, traten zu uns und erbauten uns wenig durch ihre Gespräche von der zu erwartenden rauhen Nacht.

Das nicht enden wollende Einladen ungeheurer Waarenballen, die von riesigen Krahnen in den Bauch des Schiffes hinabgelassen wurden, war

anfänglich ein interessantes, nach und nach aber doch monotones Schauspiel. Immer neue Waarenboote legten an und ihre Ladung wurde in unser Schiff gestaut. „Das kann bis sieben Uhr Abends gehen", äußerte Müslin; „und wir sollten doch um fünf Uhr abfahren." — „O!" sagte ein Matrose darauf, „es wird vielleicht bis neun Uhr eingeladen und das Schiff fährt wohl erst nach Mitternacht ab, oder gegen Morgen; denn draußen ist jetzt zu starker Sturm." Das sprach er mit größter Gemüthsruhe. Wir aber flehten um die erste Tugend des Seefahrers — um Geduld.

Plötzlich legte eine Schaluppe an unserem Schiffe an, die eine saubere Vermehrung der Gesellschaft brachte. Gefesselt an den Händen stiegen mühselig an Bord fünf Räuber, scheußlich aussehende Individuen, nicht, wie man sich nach dem Opern-Fra Diavolo solche Bursche vorstellt. Gensdarmen mit Karabiner und Revolver eskortirten die Bande und wiesen ihr auf dem Verdeck einen abgesonderten Platz an, der sofort mit einigen Seilen abgesperrt wurde. Einer dieser Leute hatte bei Benevent einen Raubmord begangen; die andern kamen aus Sizilien, waren bereits mit ebendemselben Schiff nach Neapel gebracht und für einige Stunden aus mir unbekannten Gründen ans Land geschafft worden. Sie blieben fest in Eisen geschlossen auf der ganzen Seefahrt; auch als sie seekrank geworden, schloß man sie nicht los.

Des Stehens müde stiegen wir in unsere Kabine hinab. Der Rektor okkupirte ein über meinem Kopfe befestigtes schmales Bett, in dem man eng wie im Sarge liegt. Es schien ihm ein Trost, daß er an die Außenwand des Schiffes zu liegen kam und ein rundes Fensterchen für sich hatte. An der gegenüberliegenden Wand der schmalen Kajüte waren zwei ähnliche Betten übereinander; im untern schnarchte ein sizilianischer Getreidehändler, das obere wurde später von einem jungen Griechen, der die berühmten Namen Cimon Demetrios trug und wissenschaftliche Bildung besaß, in Beschlag genommen. Von diesem etwas zu süßen, aber im Ganzen artigen Herrn erfuhren wir, daß sich das Schiff soeben zur Abfahrt bereit mache; es war sieben Uhr Abends — und so hatte sich die schlimme Vorhersagung des Matrosen nicht erfüllt. Auf diese Nachricht hin eilten wir auf's Verdeck, und richtig! soeben war der letzte Anker heraufgewunden worden und mit machtvollem Schnauben setzte sich der Koloß in eine anfangs unsicher drehende, dann plötzlich dem Steuer gehorchende stätige Bewegung, die uns nicht unangenehm vorkam. Noch waren wir im Golf, der von unzähligen Lichtern strahlte; glutroth leuchtete durch die Nacht die Wolke über'm Vesuv; es war ein schöner Augenblick, und man verzögerte wohl deßhalb den Beginn des Abendessens.

Wie wir etwas weiter ins Meer hinausgedampft hatten, rief die Glocke zur Mahlzeit. Aber obwohl sich der Sturm mit Eintritt der Nacht gelegt hatte, rollte die See hier gewaltig. Auf der Tafel rutschten alle Gläser, Flaschen, Schüsseln und Teller in ihren Behältern unruhig hin und her. Rektor Müslin kam zwischen zwei Offiziere zu sitzen und sah einen Augenblick lang die Speisen an, als ob er sich denken könnte, daß sie auch ihm zu Gute kommen sollten. Plötzlich sprang er auf, packte seine beiden Nachbarn an den Epauletten, um sich rasch über die Lehne der Bank schwingen zu können und verschwand mit todtblassem Gesicht in einer Seitenkabine. Ich glaubte, nur die Besorgniß um den Freund treibe mich, ihm nachzugehen. Aber es war mehr als Sympathie! Wer den Don Quixote gelesen hat, kennt die Geschichte von dem Wunderbalsam, welchen Don Quixote im 3. Kapitel des III. Buches trinkt, während die Wirkung erst im 4. Kapitel aber so ausgiebig eintritt, daß auch der Stallmeister Sancho Pansa, der doch nichts getrunken, ihr unterliegt.

Wir legten uns nun Beide angekleidet in unsere Betten; bald nahm auch der junge Grieche sein Lager ein. Aber an Schlaf konnte nur eine alte Seeratte denken; Neulinge wurden schon durch das bloße Stöhnen und Krachen der Balken des Schiffes wach gehalten. Dazu kamen die häufigen dröhnenden Wassergüsse, die auf das Verdeck

schlugen und die armen Soldaten, die dort oben die Nacht zubringen mußten, mehrmals überraschten und von ihren Lagerstätten nach der größere Sicherheit gewährenden Mitte des Schiffes scheuchten. Das Unangenehmste aber war die Bewegung des Schiffes, das von einem Wasserberge langsam in eine nicht enden wollende Mulde hinabgleitete, um in der nächsten halben Minute auf einen scheinbar noch höheren Berg zu steigen. Obwohl die horizontale Lage immer einigen Schutz gegen die Uebelkeiten der Seekrankheit gewährt, wurde doch Rektor Müslin von Moment zu Moment leidender, während ich so leidlich durchkam. Den wüthendsten Zorn des Rektors erregte aber der junge Grieche. Auch dieser meergewohnte Mann fand den Schlaf nicht, war aber im Uebrigen ganz wohl und wollte nun dem leidenden Rektor ein wenig die Zeit vertreiben und ihn trösten, was er hauptsächlich durch die immer wiederkehrende Bemerkung zu Stande zu bringen hoffte, daß ja die schönen Nereiden mit ihren weißen nackten Armen es seien, die uns so schaukelten. „Imasinez vous — für g und ch setzte er überall s — imasinez vous que ce ne sont pas des vogues communes; ce sont les belles Néréides, ces filles, que vous connaissez bien, par ce que vous avez lu Homère; elles vous balancent dans leurs bras nuds et blancs. Ça ne devrait pas faire du mal d'être dans les bras des filles

de Nereus.“ Auf diese Weise, immer diesen einen Gedanken behandelnd, plapperte der junge Grieche längere Zeit darauf los, während der Rektor auf Deutsch mir stöhnend zurief, ob ich auch zu schwach und zu krank sei, diesem verfluchten Schwätzer den Hals umzudrehen. Endlich schwieg der Grieche und es wurde still in unserer Kabine; nur draußen in der großen Kajüte spielten ein paar Offiziere, hübsche Leute, zu schön beinahe, um gute Soldaten zu sein, bis ein Uhr Morgens ein Kartenspiel. Im Halbschlaf gewahrte ich ein paar Mal, daß zwei Beine, die nur dem Rektor angehören konnten, aus dem obern Bette nach dem Boden der Kabine strebten; in der That stand der Aermste, den sein Landübel gleichzeitig mit der Seekrankheit quälte, mehrmals auf in der Nacht und einige Mal vernahm ich sogar im Traume sein Seufzen.

Bevor noch eigentlicher röthlicher Morgenglanz die Kabinen erhellte, stand schon Alles auf beim ersten bleichen weißen Tagesscheine. Denn Jeder hoffte von einer Veränderung auch eine Verbesserung der augenblicklichen Lage. Wie viele blasse verschlafene Gesichter tauchten da für fünf Minuten auf dem Verdeck auf; aber da droben war es so wüst und so kalt, daß man gern wieder in die Kabine zurückkehrte und sich abermals auf das Lager warf; Niemand war aus den Kleidern gekommen.

Als dann der wirkliche Morgen unläugbar

anbrach, stund man zum zweiten Male definitiv auf und kühne Seefahrer dachten an ein Frühstück. Sogar dem Rektor schwebte die Vorstellung einer Tasse heißen Kaffee's als etwas Angenehmes vor der Seele. Aber er war so elend, daß er die Labung liegend zu sich nehmen mußte. Ich befand mich besser; in der That hatte sich in der Nacht der Sturm gelegt, Sonnenglanz lag auf dem Meere und es war auf dem Verdeck, wenn man sich vor dem Winde schützte, nicht mehr zu kalt. Man konnte sich leicht orientiren, wo man sich befand, da die italiänische Küste zu unserer Rechten in nicht allzu großer Entfernung deutlich im hellen Morgenglanze vor uns lag. Mit Verdruß wurde ich inne, daß wir noch bei weitem nicht die Höhe von Civitavecchia erreicht hatten, sondern uns noch ziemlich südlich von Rom ungefähr gegenüber dem Vorgebirge der Circe befanden. So hatten wir keine Hoffnung, Livorno vor der Frühe des nächsten Tages zu erreichen und sollten also noch volle vierundzwanzig Stunden lang die Annehmlichkeiten einer Seereise durchkosten.

Mit großer Ueberredung brachte ich Müslin dazu, auf's Verdeck zu kommen und sich in die Sonne zu legen. Da blieb er den ganzen Tag, ohne sich zu rühren, ein Bild der Resignation. Er nahm keine Speise zu sich und wenn er sprach, so geschah es nur, um das Glück des häuslichen Heerdes über alle andern Güter der Welt zu

preisen. Seiner treuen Gattin gedachte er mit wehmüthiger Inbrunst, auch der weichen warmen Flaumdecke seines ehelichen Bettes und schwur mir, jetzt erst verstehe er vollkommen die Odyssee; nicht sowohl ein Lied des Meeres als vielmehr ein Lied des Heimwehs sei dieses Gedicht. Mir aber machte der gute Rektor trotz der Analogie, zu der er durch diese Anspielung herausforderte, nicht so ganz den Eindruck eines zu seiner Penelope heimkehrenden Odysseus; eher kam mir der Peter in der Fremde in den Sinn, wie er am Kreuzweg umkehrt und nach Hause galoppirt; der Gesammteindruck, den dieses Heimweh machte, war mehr komisch als tragisch.

Gegen Abend erhob sich der Wind wieder stärker und Alles auf dem Schiffe sprach von der bösen Straße von Piombino, in die wir jetzt bald gelangen würden. Man suchte auch den Kellner zu bewegen, uns die Hauptmahlzeit des Tages etwas früher zu serviren, da man später im Kanal vermuthlich sich zu übel befinden werde, um zu speisen. Aber dieser malitiöse Mensch wußte das Diner so lange hinauszuziehen, bis wir in diese berüchtigte schlimme Windgasse gekommen waren, wo uns denn auch sofort der Sturm so energisch faßte, daß nur vier besonders seetüchtige Offiziere sich ans Essen setzten; sogar unser Grieche fand dießmal das Schaukeln der Nereiden unvereinbar mit kulinarischen Genüssen und legte sich auf sein

Bett. Die Nacht verging wie die letzte, in der engen Kammer ohne Ventilation, wo das Stöhnen nächster Schlafkameraden, das Geräusch der über Bord schlagenden Wellen, das Knarren und Aechzen der alten Balken und das Sausen des Windes sich zu einem trübseligen Konzerte vereinigten.

Gegen Morgen schlief ich fest ein und träumte, ich befinde mich auf dem Phäakenschiffe, welches soeben von Ithaka zurückkehre, wo es den schlafenden König ans Land gesetzt. Schon zeigte sich Scheria's Bucht mit dem heimatlichen Palaste des edeln Fürsten Alkinoos meinen Blicken. Da tauchte Poseidon aus dem Meere auf und rief uns grollend zu: „Ich will Euch belohnen, daß Ihr entgegen meinem Willen fremde Könige, die ich mit Irrfahrten strafe, heimgeleitet.“ Sprach's, schlug mit flacher Hand unser Schiff und stille stand es, zum Felsen verwandelt, wie zu lesen Odyssee, dreizehnter Gesang.

In diesem Augenblick erwachte ich mit dem angenehmsten Gefühle; wie ich es geträumt, so stand in Wirklichkeit unser Schiff stille und Rektor Müslin rief mir mit dem Laut des Entzückens aus seinem obern Stockwerk zu, er sehe durch das Guckloch im Morgennebel einen Leuchtthurm; gewiß seien wir in Livorno angekommen. So war es in der That.

Jetzt konnte man sehen, wie alle auf dem Schiffe Befindlichen sich glücklich priesen, ans Land

zu kommen, und darnach den wahren Werth aller Flunkereien der Leute beurtheilen, welche eine Seereise für eine Annehmlichkeit ausgeben. Vor allen Dingen waren die armen Soldaten, welche von Sizilien bis hierher die ganze Fahrt auf dem Verdeck hatten ausstehen müssen, überglücklich, hier ausgeschifft zu werden; auch ihre blassen Offiziere und dem Anscheine nach die schönen Pferde derselben waren es wohl zufrieden. Zuerst aber wurde der Räuberbande das Glück zu Theil, ans Land gebracht zu werden, woraus man ersehen kann, daß es doch seine Vortheile hat, auf Staatskosten zu reisen. Nun kamen die Passagiere dran; ein paar Damen, die wir auf der ganzen Reise nie mit einem Auge gesehen hatten, krochen jetzt zum ersten Male auf das Verdeck und stunden schaudernd in der Morgenluft des dreiundzwanzigsten Oktobers.

Eben ging die Sonne auf und beleuchtete den Hafen von Livorno und die Stadt mit röthlichem Glanze, es war ein schönes Marinestück. Der Hafen wimmelte von ansehnlichen englischen, italiänischen und französischen Handelsschiffen; auch ein riesiges Kriegsschiff italiänischer Flagge, einer jener schwer beweglichen Monitors, deren Werth nach den Erfahrungen des letzten russisch-türkischen Krieges etwas problematisch geworden, lag auf der Rhede. Jetzt endlich gelangten Müslin und ich in eine Schaluppe, die uns ans Land brachte. Mit

welcher Wonne stampfte man festen Boden. Eine junge Italiänerin, die zugleich mit uns ans Land stieg, sagte zu ihrer Mutter: „Ach! Welches Glück, einen Boden unter sich zu haben, der nicht tanzt.“

Livorno gefiel uns recht gut, obschon es die geradlinigst angelegte Stadt Italiens ist und so modern, so kaufmännisch prosaisch, daß man ebenso gut glauben könnte, man befinde sich in Dublin oder in einem nordfranzösischen Seehafen. Wir machten eben an diesem Morgen an eine Stadt keine andern Ansprüche, als daß sie nicht wackle, sondern fein still und fest dastehe. Wohl fühlten wir, als wir einige geschmacklose Denkmäler sahen, welche neuere politische Ereignisse der italiänischen Geschichte feiern, z. B. die Lostrennung Livorno's von Toskana-Oesterreich, daß zwischen dem kunstsinnigen Florenz und dieser aufgeklärten Stadt der Politiker ein Unterschied herrsche wie zwischen einem Künstler der Renaissance und einem modernen freisinnigen Volksschullehrer. Hin war alle Poesie Roms, Neapels oder Venedigs. Aber diese Stadt der Magazine, der Groß- und Kleingeschäfte, der Fabriken, des Steinkohlendunstes und der Handelsbanken stand auf festem Lande, und so war das Schlendern durch ihre Straßen, das recht feste Auftreten auf ihre von Kohlenruß geschwärzten Trottoirs dennoch wonnevoll.

Um zehn Uhr Vormittags bestiegen wir den

Schnellzug nach Genua; denn Müslin, immer noch leidend, wurde jetzt von unsichtbaren Magneten, die von jenseits der Alpen doch mit so starkem Zuge wirkten, unaufhaltsam nach der Heimat gerissen. Den fernen Bergen, die man in nordwestlicher Richtung von Livorno wahrnimmt, warf er Handküsse zu. Da war kein Aufhalten mehr. Ich schlug einen Aufenthalt in Pisa vor, durch das wir fahren mußten; umsonst. Ihn ließen die Marmorbrüche von Carrara kalt, Spezia's wundervolle Bucht war ihm gleichgültig und an der ganzen Fahrt durch die unzähligen Tunnels am Meere freute ihn nur der eine Umstand, daß jede Drehung der Räder, jeder Kolbenstoß der keuchenden Maschine ihn der Heimat näher brachte. Er gelobte auch, dieselbe nie mehr zu verlassen, wenn er nur erst glücklich unter seiner Federdecke liege.

Von einer solchen Fahrt, die der Rektor durch ungeheure Dosen von Laudanum sich möglich machte, ist nicht viel zu erzählen. Wie im Traume durchjagten wir bei Tag und bei Nacht die interessantesten Gegenden und ließen hinter uns das schöne S. Margherita bei Genua, ein Paradies mit herrlichen Landhäusern, das stolze Genua selbst, das düstere Allessandria und das ebenso ernste Turin. Mitten in der Nacht kamen wir in das eigentliche Alpengebiet und zum Mont Cenis. Geisterhaft flogen die mondbeglänzten Alpenlandschaften, beschneite Gipfel, schwarze Schluchten,

Wasserfälle, dunkel starrende Tannenwälder an uns vorüber. Plötzlich waren wir auf französischem Gebiet; außer der französischen Sprache machte auch die Grobheit der Beamten uns diese Thatsache bemerklich. Empörend war die Gleichgültigkeit, mit der man es in Culoz den Passagieren überließ, ob sie merken würden, daß hier, wo die eine Bahn nach Genf, die andere nach Paris abzweige, ein Wagenwechsel stattfinde. Zwei schlafende Damen weckte ich; sonst wären sie statt nach Genf nach Paris gefahren. Andererseits giebt es dann freilich auch Reisende, die die Geduld der Beamten auf eine harte Probe stellen. In unserm Waggon saß, tief in Pelze gehüllt, ein Schwede. Als man an der französischen Grenze den Schlag öffnete und der Beamte uns nach dem Passe oder einer Visitenkarte fragte, antwortete der Schwede auf die erste Aufforderung, den Paß zu zeigen: „Svensk.“ Der Franzose prallte vor diesem so durch und durch unfranzösischem Worte zurück, besonders wohl auch, da es wie aus dem Rachen eines Eisbären aus all' der Pelzvermummung hervortönte. Aber seiner Pflicht eingedenk fragte er den Fremden: „Ihr Name, mein Herr!“ — „Svensk“ schnarchte der Eisbär zurück. — „Où allez vous?“ — „Svensk.“ — „D'où venez vous?“ — „Svensk.“ — „Est ce que vous avez des papiers?“ — „Svensk“ tönte es zum fünften Male zurück. Da rief der

Beamte, indem er die Wagenthür zuschmetterte: „Mille tonnere! Comment peut-on faire voyager un animal, qui ne sait dire mot que Svensk!“

Am Morgen um acht Uhr waren wir in Genf und überwarteten, um uns etwas zu erholen, einen Zug. Die Wartezeit benützten wir, in der Stadt spazieren zu gehen. Wie lobte Müslin das schöne reinliche Genf. In der That war es uns etwas Neues, durch reinliche Straßen zu gehen, wo nirgends bettelndes Gesindel Angriffe auf unsern Geldbeutel machte. An den See richtete der Rektor eine improvisirte Ode, in der er die Vorzüge eines Binnensee's gegenüber dem Meere herausstrich. Freilich kamen uns sogar die großen Salondampfer wie Kinderspielzeug vor, wenn wir an die Rosse Neptuns dachten, die auf der Rhede von Livorno die Wogen stampften. Dem neuen Denkmal des Herzogs von Braunschweig konnten wir keinen Geschmack abgewinnen; als ob ein Zuckerbäcker ein Mausoleum hätte erbauen wollen, so kam uns der Unterbau des Denkmals vor; nur das Pferd gefiel uns.

Und jetzt bestiegen wir den Zug, den wir erst verlassen sollten, wenn er uns so zu sagen vor die Thür unseres sweet home würde gebracht haben. Auch ich zählte zuletzt die Minuten mit Ungeduld. Endlich ertönte der Signalpfiff der Ankunft. Rektor Müslin sprang auf. Wir bepackten uns mit unserem Handgepäck, das sich zuletzt noch sehr vermehrt hatte.

Unter Andern brachte der Rektor den Seinen eine lebendige große Schildkröte mit, die er in Genua gekauft hatte; ein Korb war voll Südfrüchte. Ich begleitete ihn in sein Haus und ließ mir das Schauspiel nicht entgehen, wie er seiner erstaunten Gattin um den Hals fiel, umringt von kleinen Koboldern, die an ihm in die Höhe strebten und dem Anprall eines heftig liebkosenden Hundes kaum Stand haltend. Die Rektorsgattin drückte mir mit vielsagendem Lächeln warm die Hand; Rektor Müslin aber, es bemerkend, sagte: „O! Ich habe es längst herausgefunden, daß du ihn mir nachgeschickt hattest; es braucht kein heimliches Augenzwinkern. Aber es war auch unnöthig. Ich wäre auch ohne ihn wieder heimgekommen und will dich nie mehr verlassen. Rom ist groß und Venedig ist schön, aber an deinem Busen zu ruhen, ist besser als Alles, was man an den Meerbusen von Salerno und Neapel erfährt. Hic manebimus optime, wie der römische Hauptmann sagte: Es ist am Besten, wir bleiben, wo wir sind."

So endete Rektor Müslins italiänische Reise.

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.